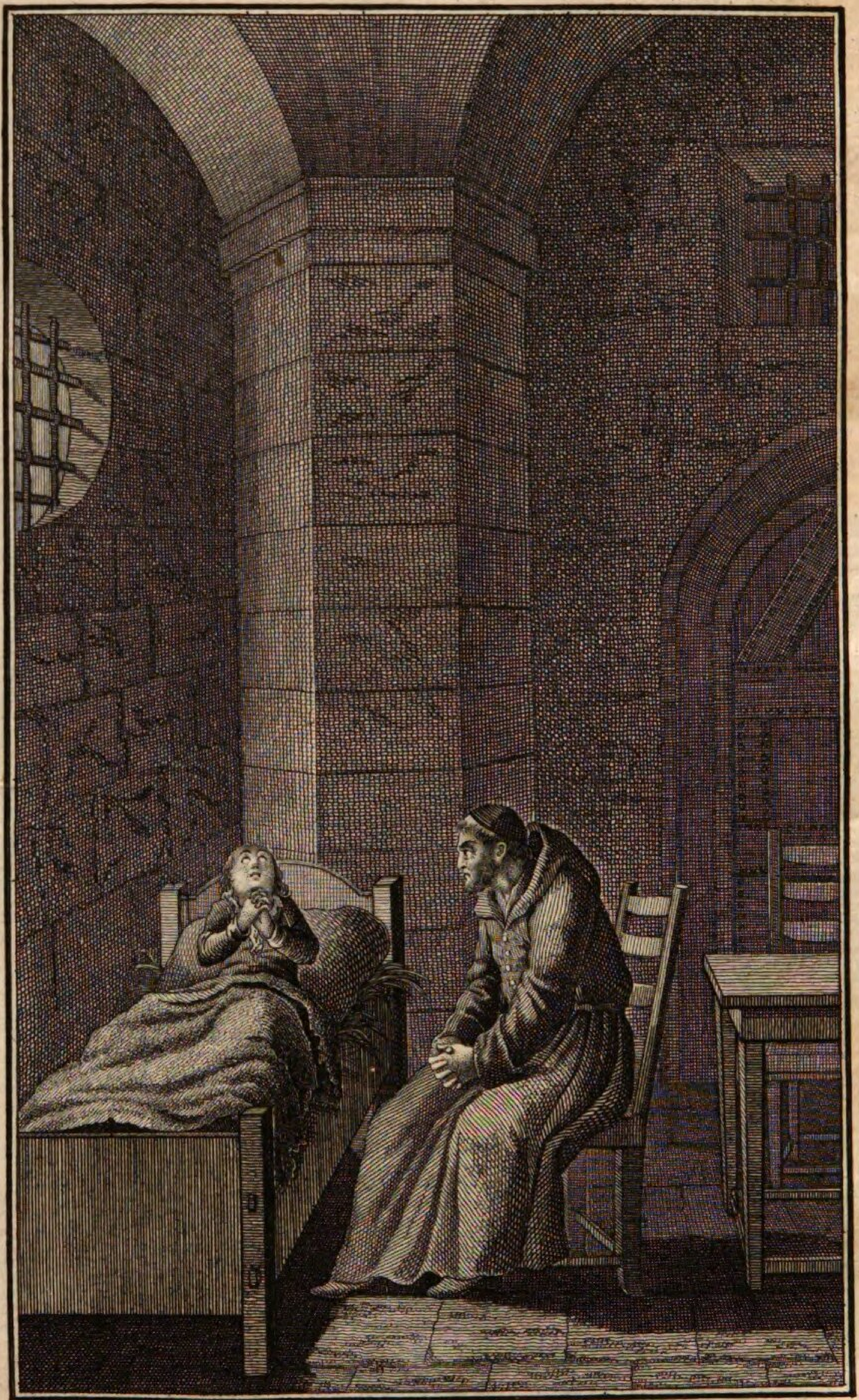
H
890

von Halder. 1
Nr. 1092
[Goedeke² VII, 375, 10]



G. Boettger senior del. & sc. 1803.

Ich habe viel leiden müssen, aber ich habe nichts Böses gethan.

Der unglückliche Dauphin von Frankreich.

Der unglückliche Dauphin von Frankreich.

Ein dramatisches Gemählde

von

Louis.

[Josias Ludwig Gosch]

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Hamburg, 1804.
Bei Friedrich Hermann Nestler.

Der Prinz Ludewig Carl, nachheriger Dauphin, kam zur Welt den 27sten März, im Jahr 1785. Mit dem innigsten Entzücken, wie man von dem zärtlichen und lebhaften Gefühl Antoinettens es erwarten konnte, drückte sie den Neugebohrnen an ihr mütterliches Herz. Ihr Gemahl theilte ihre Freude und von Beyden verbreitete diese sich über ihre Anverwandte, über den ganzen Hof und die ganze französische Nation. In allen Winkeln Frankreichs jubelte man, daß dem vielgeliebten Monarchen ein zweyter Sohn gebohren, der auf die Fortdauer seines Stammes auf dem französischen Throne so viel sichrer rechnen ließ. Couriere verkündigten die frohe Begebenheit überall in Europa und sie

machte bey den Herrscherfamilien zu Wien, Florenz, Neapel und Madrid eine ähnliche Wirkung, wie zu Versailles; besonders erfreuete der Kaiser Joseph sich dieses Glücks seiner geliebten Schwester.

Hätte eine plötzliche Krankheit dem kleinen Wesen, da es kaum die Welt erblickte, die Augen wieder geschlossen: wie würde das Frohlocken über seine Geburt sich da in dumpfes Wehklagen verwandelt haben; der lebhaften Antoinettens Schmerz wäre fast bis zum Murren gegen die Vorsehung gestiegen. Kurzsichtige Sterbliche! Hättet ihr ahnden können, welch ein Schicksal ihm in der Welt bevorstände, wie wenig würdet ihr euch gefreuet haben über die lächelnde Mine des Kindes, die sein Wohlseyn verkündigte! Wie würdet ihr den Todesengel gesegnet haben, wenn er ihm der Welt, der er eben erst gegeben wurde, sogleich wieder entrückt hätte!

Mit ganz andern Empfindungen sah man den Knospen seines Lebens sich entfalten. Alles wurde aufgeboten seinen aufkeimenden Gefühlen mit ange-

nehmen Eindrücken zu begegnen. Wie aufmerksam war man auf seine Bedürfnisse und auf jede seiner Regungen! Wie war man darauf bedacht, Alles, was ihm eine kleine Unbehaglichkeit verursachen konnte, von ihm entfernt zu halten! Mit welcher Sorgsamkeit für seine Gesundheit und seinen Genuß wurden die Nahrungsmittel für ihn gewählt und bereitet. Spielzeuge aller Art wurden herbeygeschaft, seinen kindischen Sinn zu ergötzen. Wer sich ihm nahete, huldigte ihm mit freundlichen Blicken und Liebkosungen, und wurde froh in seinem Herzen, wenn das holde Kind sie mit einem unschuldigen Lächeln erwiederte. Ihm schien die ganze Welt nur noch ein buntes Spielwerk; aber man versäumte nicht in dieses Spielwerk so vielen Reiz für ihn zu legen, als seine sich erst entwickelnden Sinne fassen konnten. So kamen in sein Herz die ersten Keime der Freudensgefühle und der Ahndung eines herrlichen Lebens, worin immer neue Vergnügungen sich an einander reihen würden.

Aber es daurte nicht lange, da verwandelte sich

plötzlich die Welt, die ihn umpfing; die glänzenden Bilder, die ihn umgaukelt hatten, verlohren sich und düstre und gräßliche traten an ihre Stelle.

Der kleine Prinz war erst vier Jahr und sechs Monden alt und schlummerte ruhig in Versailles auf seinem fürstlichen Lager; da weckte ihn plötzlich (im October 1789) ein wildes Lärmen und Toben; Unruhe und Tumult verbreiteten sich in dem ganzen Schloß; er sieht aus dem Fenster und erblickt eine wilde Menge, die mit grimmigen Gebehrden und bewaffnet mit Piken Tod und Verderben drohn; Ausrüstungen von Aussen und ein Klaggewimmer in dem Innern des Schlosses verrathen ihm, daß sie seine Eltern zu ihren Schlachtopfern ausersehn; in Todesangst und die Hände ringend rannte die Königin durch die Zimmer, den gegen sie gezuckten Dolchen der Meuchelmörder zu entfliehn. So ward der Knabe in die Schmerzensgefühle eingeweiht, deren seiner, ach, nur zu viele erwarteten. Viele tausend Menschen werden gebohren und sterben ohne jemals die traurigen Zeugen von Mordscenen zu

werden. Ihm stellten sie sich schon in seiner Kindheit dar und ließen Eindrücke in ihm zurück, die seine Empfänglichkeit für Alles, was Schrecken und Angst erregen konnte, erhöhen mußte.

Die griechischen Dichter sagen uns von ganzen Geschlechtern, die den Furien geweiht, mit Qualen aller Art von ihnen verfolgt wurden, bis sie endlich bis auf den letzten Abkömmling von der Erde vertilgt waren. Fast möchte man diese alte Sage auf die Familie Ludwigs XVI. anwenden. Ein feindseliges Schicksal schien auch mit ihr sein Spiel zu treiben und einem schrecklichen Raffinement Alles so zu fügen, daß sie die größte Masse des menschlichen Elends durch empfinden mußte. Jetzt traf sie ein Schlag; im Vergleich mit ihrer vorigen Lage schienen sie schon so weit heruntergesetzt; dann hielt ihr feindliches Geschick sein Geschütz gegen sie zurück; sie schöpfte wieder Hofnung und freuete sich der Aussicht auf eine bessere Zukunft, aber ach, sie sollte sich nur erhohlen, nur hernach das Herbe der neuen Leiden, die ihr bereitet wurden, so viel stär-

ker zu empfinden; und so wurde sie durch eine Reihe von Trübsalen durchgeführt, die stufenweise immer schrecklicher wurden, bis sie endlich erst mit ihrer schmählichen Vernichtung aufhörten.

Der kleine Dauphin wurde mitgetroffen von allen Schlägen des Schicksals, die seine Eltern zu Boden schlugen, und wäre ihre Wirkung auch nur vermöge der Traurigkeit und der Klagen Aller die ihn umgaben, auf ihn übergegangen. So früh zeigte der Kleine ein zärtliches Herz; er hing an den Blicken seiner Eltern, war froh, wenn er sie heiter sah, und traurig, wenn sie betrübt schienen; wiewohl er in dem letzten Fall seine eigene Niedergeschlagenheit verbarg und durch Freundlichkeit die Schmerzensgefühle seiner Eltern zu mildern suchte. Seine Theilnehmung an ihren Schicksalen nahm nicht nur in dem Maas zu, als seine Empfindungen sich überhaupt mehr entwickelten: die vielen unglücklichen Ereignisse, die sie immerfort anregten und übten, gaben ihr noch eine besondere Stärke; und dies war um so vielmehr der Fall, da seine Eltern, ver-

drängt von dem Thron und der Welt, in einer Abgezogenheit lebten, wo sie mit den Ihrigen und ihrem Kummer allein waren.

Wir wollen das unglückliche Kind jetzt bisweilen selbst reden lassen und bey seiner Geschichte in der Erzählung und der dramatischen Darstellung abwechseln.

Die Octoberscenen zu Versailles hatten den König nach Paris gebracht. Nachdem er hier in der Nationalversammlung die Constitution angenommen hatte, schien die Liebe, die das Volk ehemals für ihn hegte, in einem gewissen Grade zurückzukehren. Die königliche Familie genoß also auf geraume Zeit einer Art der Ruhe. Fast alle ihre Anverwandte und der ihr am meisten anhängende Theil des Adels hatten sich indes aus Frankreich entfernt. Gegen die Personen, womit sie sich zu umgeben gezwungen sah, fühlte sie ein gewisses Mißtrauen. Sie überließ sich daher in einem kleinen Cirkel ungleich mehr, wie ehemals, dem häuslichen Glück, und ihre Lebensart fin an sich der von Privatpersonen zu nähern. Bey seinem beschränk-

ten Einfluß weniger mit Staatsangelegenheiten beschäftigt, vertrieb sich der König bisweilen die Zeit durch Spiele mit seinem kleinen Sohn, oder bey Schlösserarbeiten, worin er sich eine gewisse Geschicklichkeit erworben hatte.

Der König, an einem Schlüssel arbeitend und der Dauphin. (Im Februar 1791).

Der Dauphin. (Indem er freundlich zu seinem Vater kommt und ihm die Wangen streichelt.)

O lieber Vater!

Der König. Was ist dir, mein Kind? Du scheinst ja so vergnügt.

Der Dauphin. Ich freue mich, weil du so heiter aussiehst. Da hast du ja deinen Schlüssel gleich fertig. Du feilst ihn nur noch. Ach, möchtest du doch oft an Schlüsseln arbeiten.

Der König. Warum wünschest du das, mein Kind?

Der Dauphin. Wenn du hier so sitzst und feilst, da hab ich dich am öfftersten heiter gesehen. Aber wenn die Herren, die so lange in dem Cabinet mit dir reden, von dir weggehen: da kommst du so

ernst heraus; deine Stirne runzelt sich, du gehst in festen Tritten auf und nieder, wirfst keinen Blick auf mich, wie sehr ich auch darnach lausche; und ich wage auch nicht, dich anzureden.

Der König. Ja, kleiner Carl, wenn die Minister bey mir sind, da berathschlagen wir über Staatsangelegenheiten. Dabey ist viel zu überlegen. Der eine findet das gut, der andere jenes; der räth mir zu dem, der wieder zu dem Gegentheil. Da habe ich denn Mühe zu unterscheiden, wer recht haben möchte und wessen Rath der beste sey. Oftmal berichten sie mir sehr unangenehme Dinge, daß meine Ehre gekränkt, meine guten Absichten verkannt und in der Ausführung gehindert worden.

Der Dauphin. Wenn es mit den Staatsangelegenheiten so bewandt ist: so bitte ich dich, laß sie ganz bey Seite; laß Andere sie betreiben und bleibe du bey uns; rede mit der Mutter und der Tante, spiele mit mir und mache deine Schlüssel.

Der König. Das geht nicht an. Ich bin einmal König und darf mich den Sorgen, die mit

meiner Würde verknüpft sind, nicht entziehen, und wenn sie auch noch so drückend sind. Du liebes Kind, wirst auch einmal König werden, und da mußt du auch diese Sorgen tragen. Damit sie dir aber leichter werden, damit du so viel eher unter so vielem was man dir sagen, das Wahre, unter so vielen Rathschlägen, die man dir ertheilen wird, den besten ersinnen könnest, mußt du recht Vieles lernen; und darum ermahne ich dich auch immer, in deinen Lernstunden aufmerksam und fleissig zu seyn.

Der Dauphin. O lieber Vater, laß mich lieber gar nicht König werden. Ich kann dir nicht verhehlen, daß mir auch das Lernen viele Mühe macht; und ich befinde mich viel besser, wenn ich im Garten unter den Bäumen herumlaufe, oder hier meine Spiele treibe, als wenn ich bey den Büchern sitzen muß. Höre Vater, laß mich lieber so ein Mann werden, der die Schlüssel macht, oder Kugeln und Dosen dreht, so wie ich es einmal gesehn habe.

Der König. Wenn die Könige manche Be-

schwerden ertragen müssen: so genießen sie auch vieler Annehmlichkeiten, die Andre entbehren. Ihnen begegnen Alle mit großer Hochachtung und Ehrerbietung; sie wohnen in herrlichen Pallästen, von prächtigem Hausrath umgeben, speisen an Tafeln, die mit den ausgesuchtesten Gerichten beladen sind. So leben nicht die Leute, welche Dosen drehen, oder Schuhe oder Kleider verfertigen.

Der Dauphin. Das wäre wohl alles gut, wenn nur die Sorgen, die Ernsthaftigkeit und die Runzeln auf der Stirn davon wegblieben. Und weißt du noch wohl, wie wir einmal, ohne daß man uns kannte, in einem Dorf herumwanderten, die Leute wohnten da in kleinen Hütten; aber sie hatten schöne Felder, Weinberge und Gärten und eine blanke See um sich her; wir hörten überall Musik; man tanzte um die Bäume herum und die Kinder spielten mit einander auf grünen Wiesen. Das gefiel dir ja auch, lieber Vater!

Der König. Komm, lieber Carl, ich will mit dir auf dein Zimmer gehn und mit dir spielen.

Der Dauphin. O das ist schön. Aber an die Staatssachen mußt du nicht denken.

Der Dauphin und seine Schwester.

Der Dauphin. Der König war lange in meinem Zimmer und spielte mit mir. Er war heiter und aufgeräumt und sagte, daß er mich sehr lieb habe. Wie froh macht mich das. Aber du mußt dich auch freuen, liebe Therese.

Die Prinzessin. (indem sie ihn küßt.) Guter Carl. Möchte deine unschuldige Freude nie gestört werden!

Der Dauphin. Es sind ja jetzt wieder gute Zeiten; und wir haben Nichts zu fürchten. Aber, ach, wie die wilden Leute mit den grimmigen Gebehrden und den Piken zu Versailles in das Schloß kamen und uns ermorden wollten: das war schrecklich! (Der Kammerdiener Thierry kommt herein.) Der gute Thierry! Ach der rettete unsre Mutter, daß die wilden Menschen sie nicht tödten konnten.

Darum werd ich ihn auch lieb haben, so lange ich lebe. (Er eilt wieder hinaus.)

Die Prinzessin zu Thierry. Die schreckliche Scene zu Versailles schwebt ihm noch immer im Gedächtniß. Jetzt ist er so froh, weil er den König aufgeräumt gesehen hat. Aber meine Mutter, die ist nicht heiter. Es schmerzt sie die Trennung von so vielen, die ihr wehrt waren, und ihr ahndet neues Unglück, was in der scheinbaren Ruhe, deren wir genießen, wider uns bereitet werde.

Thierry. Das wolle der Himmel verhüten.

Der Dauphin und Frau von Tourzel.
(Den 28sten Februar 1791, früh am Morgen.)

Ein Bedienter, (der hereintritt.) Schon seit einer halben Stunde geht Jemand auf der Gallerie auf und nieder und äussert gegen Alle, die ihm vorüberkommen, den Wunsch, den Dauphin zu sehn.

Frau von Tourzel. Ein sonderbares Ansinnen; er kann ja seinen Wunsch bey einer andern Gelegenheit befriedigen.

Der Bediente. Das haben wir ihm auch gesagt. Aber er will sich nicht abweisen lassen und verlangt durchaus, daß ihm das Zimmer des Dauphins geöfnet werde.

Frau von Tourzel. Was ist es denn für ein Mensch?

Der Bediente. Er ist wohl gekleidet und artig in seinem Betragen. Dabey sieht er etwas nachdenkend aus.

Der Dauphin. O liebe Hofmeisterin, lassen Sie ihn doch hereinkommen!

Der Bediente. Die Könige von Frankreich, sagt er, hätten sich immer gern ihren sie liebenden Unterthanen gezeigt; er habe den Dauphin noch niemals gesehen und sey jetzt im Begrif eine Reise außerhalb Landes zu machen.

Der Dauphin. O liebe Tourzel, es wird ein guter Mann seyn; gewähre ihm seine Bitte; er verlangt ja so wenig.

Frau von Tourzel. Nun dann, er mag einen Augenblick hereintreten.

Die Vorigen und der Fremde.

Der Fremde. Ich danke Ihnen, Madam. Ach der allerliebste Prinz! Wie gern nähm ich sein Bild mit mir nach Teutschland! (Er nährt sich ihm.)

Frau von Tourzel. (Sie betrachtet ihn aufmerksam, dann erhebt sie plötzlich ein Angstgeschrei, indeß sie den Dauphin in ihre Arme faßt und ihn mit ihrer Brust bedeckt.) Hülfe! Hülfe! Ha, Barbar, ehe du dieses unschuldige Kind verletzen kannst, mußt du vorher mich durchbohren.

Der Dauphin. Jesus Marie! er will mich ermorden!

(Es kommen mehrere herbey und ergreifen den Fremden.)

Frau von Tourzel. Er verlangte auf eine sonderbare Weise den Dauphin zu sehn und als ich ihn beobachtete, bemerkte ich einen Dolch, der unter seinen Kleidern hervorstand. Man muß ihn zu dem Maire führen, damit dieser ihn in Verhaft nehmen lasse und über sein Vorhaben Untersuchungen anstelle.

(Er wird fortgeführt.) O theures Kind, der Himmel sey gedankt, daß du gerettet bist!

Der Dauphin, Frau von Tourzel, die Königin und hernach auch die Prinzessin Elisabeth.

Die Königin. (Indem sie in das Zimmer kommt.) Ich habe alles schon gehört. (Sie schließt den Dauphin in ihre Arme.) O geliebtes Kind, ich danke Gott, daß du mir erhalten wurdest. Hätte ich dich hier in deinem Blute gefunden, mit welchem Jammer hätte ich deinen Leichnam umfaßt; der gräßliche Anblick hätte mir das Herz zerrissen, hätte auch mir das Leben geraubt. Ach, was sage ich? Dein Leben ist mir so viel mehr werth, als das meinige.

Der Dauphin. Ich möchte selbst nicht gern getödtet werden; und wenn mein Tod dich so betrüben könnte: da würde es mir noch mehr leid seyn, wenn ich sterben müßte.

Die Prinzessin Elisabeth. Wieder eine

neue Erscheinung. Man hat eine Menge Bewafneter entdeckt, die sich im Schloß verborgen hielten. Sie sollen durch eine Hinterthüre hereingelassen seyn.

Die Königin. Gott! Vielleicht hat man einen Mordanschlag gegen uns gemacht.

Elisabeth. Der König redete sie an und sie antworteten ihm, der Adel habe sie bewafnet, um Seine Majestät zu beschützen; denn es ist diesen Morgen bey dem Schloß von Vincennes ein Auflauf gewesen, weil man sich eingebildet hat, es solle zu einem Staatsgefängniß eingerichtet werden. Aber ich finde es wahrscheinlicher, daß gewisse Personen sich ihrer als eines Mittels bedienen wollten, um den König, wenn er sich nicht zur Flucht entschlösse, wider seinen Willen ausserhalb Landes zu bringen.

Die Königin. Da könnten es doch gute Menschen seyn.

Elisabeth. Vielleicht hängt auch diese Sache mit den Absichten des Menschen, der hier mit einem Dolch hereinkam, zusammen.

Die Königin. Wie meynen Sie das?

Elisabeth. Vielleicht hat er den Dauphin nicht tödten, sondern nur entführen wollen, damit in Teutschland in ihm Frankreich seinen künftigen Beherrscher so viel sicherer erhalten werde und der Dolch, den er bey sich führte, sollte nur zu seiner eigenen Vertheidigung dienen.

Der Dauphin. Nein sie sollen mich nicht tödten, aber mich auch nicht von Euch wegreissen. Laß den Franzosen ihre Krone behalten, wenn mir nur meine Mutter bleibt. Wir müssen alle nicht sterben. Aber wir müssen auch immer zusammen leben.

Der Dauphin und seine Schwester am ersten Ostertage 1791, als die königliche Familie im Begriff war nach St. Cloud zu reisen.

Der Dauphin. Wie freue ich mich, die grünen Felder und die Bäume wieder zu sehn.

Die Prinzessin. Es ist lange, daß wir nicht aus diesen Mauern kamen.

Der Dauphin. Die Häuser sind wohl schön in Paris, aber es ist doch besser auf dem Lande.

Die Princessin. Und mir gefällt St. Cloud eben so sehr, als der Mutter. Ich bin viel lieber da, wie zu Versaille.

Der Dauphin. Die Wolken, die wir gestern am Himmel bemerkten, haben sich alle verlohren und die Sonne strahlt so schön. Wie werd ich unter den Bäumen herumlaufen.

Die Prinzessin. Wir wollen draussen den wiederkehrenden Frühling begrüssen, und er scheint lächelnd unsern Gruß erwiedern zu wollen.

Der Dauphin. Der arme Vater ist auch so lange nicht aus Paris gekommen, und er liebt es doch so sehr, auf dem Lande zu seyn.

Die Prinzessin. Und die Mutter hat sich auch seit einem Monat auf ihr Lustschloß gewünscht, und immer wurde die kleine Reise gehindert.

Der Dauphin. Wenn wir doch nur erst abführen. Ich kann vor Ungeduld die Zeit kaum erwarten.

Frau von Tourzel (die hereinkommt.) Kommen Sie. Jhro Majestät sind im Begriff in den Wagen zu steigen.

Der Dauphin. O das ist schön.

Fröhlig hüpfte das Kind die Treppe herunter und schmiegte sich liebkoosend an die ihm entgegnenden Eltern. Rasch rollte der Wagen dem Thore zu; heiter waren die Mienen des Königs und seiner Gemahlin; sie liessen die Sorgen im Schloß zurück; und besonders schlug das Herz des kleinen Dauphins in süßer Erwartung. Auf einmal versammelte sich eine Menge Volks um den Wagen, die ihn zu halten nöthigte. "Er will fliehn, er muß bleiben, man muß ihn nicht aus dem Thore lassen" hörte man unzählige Stimmen rufen. Es strömten immer mehrere Menschen zu; alle Mühe, die man sich gab, den Haufen aus einander zu bringen und ihn zu bewegen die königliche Familie fahren zu lassen, war vergebens; der König mußte endlich befehlen, nach den Thuillerien umzulenken.

Der König, seine Gemahlin und ihre Kinder nach der Rückkehr.

Mit ernster Miene und starr vor sich hinblickend geht der König auf und nieder. Die Prinzessin Marie Therese und der Dauphin sitzen in stiller Betrübniß gegen einander über. Mit dem Ausdruck des heftigsten Unwillens trat die Königin in das Zimmer.

Die Königin. Das ist zu arg. Jeder Franzos ergözt sich an diesen Feyertagen nach eignem Wohlgefallen; tausende sahen wir ungehindert aus den Thoren schwärmen; und den König von Frankreich will man zwingen sich indeß in diese Mauren einzusperren! Jede Bürgersfrau verbringt diese Tage mit ihrer Familie in dem Schoosse des Landlebens; und der Königin von Frankreich soll es verboten seyn! Diese Beschimpfung verdient die strengste Ahndung, und ich beschwöre Sie, mein Gemahl, sie nicht auf sich ruhen zu lassen.

Der König. (indem er die Hand an der Stirne legt) Ich fühle diese Kränkung eben so tief, wie Sie. (Er blickt auf seine Kinder und es rollt

ihm eine Thräne aus dem Auge) Arme Kinder! Ihr hattet euch so auf diese Reise gefreut und nun ist eure Erwartung so vereitelt worden. — Du bist wohl sehr betrübt Kleiner?

Der Dauphin (indem er seine Mienen aufheitert.) Ach nein, lieber Vater. Du und die Mutter sind ja hier und da bin ich auch gerne hier. Ich will mich mit meinen Spielen unterhalten und die Landschaften auf den Gemählden betrachten.

Der König, (indem er ihn küßt) Gutes Kind!

Der Dauphin. Gräme dich nur nicht, lieber Vater. Du bist ja auch in den Tuillerien oft vergnügt gewesen.

Das Bundesfest.

Man weiß mit welcher Pracht und unter welchem Zusammenfluß von Menschen dieses Fest gefeyert wurde. Indem, auf einem Throne sitzend, der in der Mitte des Marsfeldes angebracht war, der Kö-

nig und die Königin, von einer Million Menschen umgeben, den Eid schwuren, ihr ganzes Ansehn zur Erhaltung der Constitution, welche Frankreich sich geben werde, zu verwenden, hob die Königinn den kleinen Dauphin vor dem Volk empor, so wie ihre Mutter Marie Therese einst Joseph empor hob, um die edelmüthigen Ungarn zum Widerstand gegen ihre und seine Feinde anzufeuern. Die alte Liebe zu ihren Königen, wodurch die Franzosen sich ehemals so auszeichneten, schien jetzt auf einmal in ihren Herzen wieder zu erwachen, und tausend Stimmen aus dem Volke riefen: Es lebe der König! Es lebe die Königinn! Es lebe der Dauphin!

Der König und der Dauphin nach der Rückkehr von dem Bundesfest.

Der Dauphin. O lieber Vater, das Fest war so schön!

Der König. Ja, ich glaube wohl, daß dieses herrliche Schauspiel, da so viele tausend Menschen

sich auf einem glänzenden Amphitheater vereinigten, dir gefallen mußte.

Der Dauphin. Ja, der Anblick ergötzte mich. Aber weißt du, was doch noch mehr Eindruck auf mich machte?

Der König. Das errathe ich nicht.

Der Dauphin. Ach, lieber Vater, als die Mutter mich empor hob und das versammelte Volk da auf mich blickte und mir zujauchzete: da wurde mir so wunderbar zu Muth; ich konnte mich der Thränen nicht enthalten; die guten Franzosen, dachte ich bey mir selbst, sie haben dich lieb und doch hast du ihnen noch nichts Gutes erwiesen.

Der König. Und doch zeigtest du neulich keine Lust König zu werden. Leuten aber, die in dem großen Haufen leben und gemeine Arbeiten verrichten, denen bringt die Nation keine solche Huldigung dar.

Der Dauphin. Nein jetzt lieb ich es nicht mehr, ein Schlösser oder ein Drechsler zu werden; jetzt wünsch ich es sehr, daß die Franzosen mich einst zu ihrem König annehmen möchten.

Der König. Um aber ein König zu werden, den die Nation liebt und ehrt, der sie glücklich macht und selbst glücklich ist, müßtest du dich durch ein großes Maaß des Verstandes und der Kenntnisse auszeichnen; und das kannst du nur, wenn du dir alle Mühe giebst, deine Fähigkeiten auszubilden und recht Vieles zu lernen. Du schienst aber neulich das Lernen zu beschwerlich zu finden.

Der Dauphin. Ich will jetzt gern meinen Spielen entsagen und immer fleissig seyn; die Lehrer können mir von nun an nicht zu oft kommen und sie sollen sich wundern, wie aufmerksam ich bey ihrem Unterricht seyn werde.

Die Flucht der königlichen Familie.

Von allen Seiten bestürmt, aus Frankreich zu entfliehen, entschloß sich endlich der König dazu; und versuchte im Juni 1791 die Ausführung dieses Plans. Um Mitternacht weckte man den kleinen Dauphin; und als man ihm sagte, daß er mit seinen Eltern eine Reise machen solle, da ermunterte er sich schnell

und hüpfte an der Hand der Frau von Tourzel fröhlich dahin, um sich zu ihnen in den Wagen zu gesellen. Man konnte nicht vermeiden, das Kind auf gewisse Weise mit in das Geheimniß zu ziehn und gebot ihm, sich ja nicht merken zu lassen, daß seine Mutter mehr als eine fremde Baronin und sein Vater etwas anders als ihr Kammerdiener sey. Pünktlich beobachtete er diese Vorschrift. Wie weideten seine Augen sich an dem Schauspiel der schönen Natur und der mannigfaltigen Erscheinungen, die ihnen vorüber schwebten! Aber noch inniger hing er mit seinen Blicken an den Mienen seiner Eltern, die sich immer mehr aufheiterten, je weiter sie die Barrieren von Paris hinter sich liessen, und je näher sie den Grenzen kamen, wo sie sich von so vielen Lieben, wovon sie so lange getrennt gewesen, mit Sehnsucht erwartet wusten. Jede frohe Regung in dem Gemüthe seines Vaters und seiner Mutter gab in den zarten Saiten seines Herzens einen schönen Nachklang. Als die erhabenen Flüchtlinge aber, da sie nahe am Ziele waren, sich in ihrer Hofnung so schreck-

lich getäuscht fanden; als zu Varennes ihr Wagen angehalten und sie von Wachen und einer Menge umgeben, als Gefangene nach Paris zurück geführt wurden und niedergeschlagen und der Verzweiflung nahe, bald laut wehklagend, bald im stummen Schmerze starr vor sich hinblickend, in den Wagen da saßen: da zeigte der Kleine die zärtliche Schonung gegen seine Eltern, daß er seine eigene Betrübniß in seinen Busen verschloß; und freundlich streichelte er bald seinem Vater, bald seiner Mutter die Wangen.

Der zwanzigste Juni 1792.

Ein grosser Schwarm von Menschen, demjenigen ähnlich, welcher (im October 1789) die königliche Familie aus Versaille trieb, hatte sich um das Schloß und den Garten der Thuillerien versammelt und lärmte, tobte und drohete gleich jenem. Die Hände ringend lief die Königin auf und nieder; jammernd folgten ihr die junge Prinzessinn und der Dauphin; der König wünschte, sie trösten zu kön-

nen und fühlte ihren Schmerz stärker, als seinen eigenen. Der Schwarm wuchs immer mehr an; indeß vergingen mehrere Stunden, ohne daß er etwas that, die schrecklichen Absichten warum er gekommen zu seyn schien, zur Ausführung zu bringen. Die königliche Familie setzte sich zur Tafel. Auf einmal hört man tausend Stimmen rufen: "Wir müssen den König haben!" Schrecken ergreift die Königin und ihre Kinder. "Ich will zu ihnen gehn, ehe sie die Thüre erbrechen" sagt der König und erhebt sich von seinem Stuhl. Die Königin schlingt ihre Arme um ihn, um ihn zurückzuhalten. Seine Kinder fassen weinend seine Hände, die Bitten ihrer Mutter, sich vor dem wilden Haufen zu verbergen, zu unterstützen. In diesem Augenblick dringt eine Schaar herein, stößt mit Piken an die Thüre des Saales und sprengt sie auf. Ohnmächtig sinkt die Königinn auf den Boden nieder; man bringt sie in ein anderes Zimmer; der Dauphin und seine Schwester, die ihr folgten, werfen sich neben ihr auf die Knie, fassen ihre Hände und jammern: Ach unsre gute Mutter!

Sie ist todt! — Nach einiger Zeit schlägt die Königinn die Augen auf. "O Gott sie lebt, der Himmel hat sie uns erhalten" rufen froh Therese und ihr Bruder. In der betäubenden Angst wegen ihrer Mutter, die sie erstarrt vor sich liegen sahen, hatten sie einen Augenblick ihres entfernten Vaters vergessen. So wie ihre Mutter die Augen öfnete, ergriff aber wieder die Sorge für ihren Vater mit ganzer Kraft die zarten Gemüther; und sie setzten zu den Worten unsre Mutter lebt, traurig hinzu: "Aber unser Vater! Unser gute Vater! Ihn werden sie tödten." Auf einmal raft die Königin sich auf und stürzt aus dem Zimmer. Indem sie durch einen Saal rennen will, findet sie ihn mit einem Haufen der Aufrührer angefüllt, der mit Gewalt hereingebrochen war. Ihr Gefolge zieht sie in das anstossende Zimmer und trennt sie von dem wüthenden Haufen durch einen großen Tisch, den man gegen die Thüre schiebt und vor welchen an der entgegen gesetzten Seite eine doppelte Reihe von Nationalgarden gestellt wird. Hinter diesem

Tisch stand sie mit ihren Kindern, ängstlich wegen ihres eigenen Schicksals, aber noch bekümmerter wegen des Schicksals des Königs. "O mein Gemahl! O mein Gemahl! Gewiß haben sie dich ermordet!" jammerte die unglückliche Königinn. O unser Vater! O unser Vater! Gewiß haben sie ihn ermordet! wehklagten ihre unglücklichen Kinder. Auf einmal erscheint der König und das von Aussem herrschende Getöse läßt nach. — Durch eine ruhige Anrede hatte er zuerst die Wuth der zudringenden Schaar aufgehalten; und endlich war es gelungen, sie vollends zu besänftigen. Froh über seine Rettung umarmte ihn seine Gemahlin, ihr Haupt auf seine Schultern lehnend; die junge Prinzessin und der Dauphin faßten zugleich ihrem Vater und ihrer Mutter an der Hand und riefen mit Entzücken aus: "Unser Vater und unsre Mutter leben! Gott hat sie erhalten! Armer Knabe, wie eitel war deine Freude. Hätte ein Dolch an diesem Tage die Herzen deiner Eltern und das deinige durchbohrt! Wie vieler Drangsale und Qua-

len hätte diese sträfliche That sie und dich überhoben.

Der zehnte August.

Verschiedene Umstände lassen die königliche Familie schon den Abend vor diesem schrecklichen Tage befürchten, daß ihnen neue Attentate droheten. Man entschloß sich diesmal Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und traf in den Thuillerien alle Anstalten zur Gegenwehr. Den königlichen Kindern suchte man so viel möglich die Gefahr zu verhehlen und sie legten sich schlafen; die übrige königliche Familie blieb die ganze Nacht wach und verbrachte sie in einer ängstlichen Unruhe.

Die Königin (an dem Bette des schlafenden Dauphins). Noch einmal, gutes Kind, muß deine Mutter ihre Blicke an dir weiden; wer weiß ob ihre Augen an dem morgenden Tage dich noch schauen? Du schlummerst so sanft und diese lächelnde Miene der Unschuld zeigt, daß die Schrecknisse, die uns drohen, dir nicht im Traume vorschweben.

Schlummre nur fort, holdes Kind; schlafend vertheidigst du dich am besten. Wenn Bösewichter dich suchen, dir einen Dolch in das Herz zu stoßen: so muß dieser Anblick ihre Arme lähmen, oder jedes menschliche Gefühl müßte in ihrer Brust erstarrt seyn; sie müßten Unholde seyn, worin der Geist der Hölle gefahren wäre.

(Man hört plötzlich ein Getöse, welches die Luft erfüllt. Die Sturmglocken werden gezogen und die Lärmtrommeln wirbeln,)

Der Dauphin (der erschrocken auffährt.) Mutter! Vater! Wo seyd ihr? Haben die Menschen mit den Piken euch ermordet?

Die Königin. Beruhige dich, liebes Kind; deine Muttee ist ja bey dir.

Der Dauphin. O das freuet mich. Aber was bedeutet der Lärm? Un warum bist du noch nicht schlafen gegangen?

Die Königin. Es könnte wohl wieder ein Auflauf entstehen. Fürchte dich aber darum nicht. Das Schloß ist mit vielen Wachen besetzt, die be-

reit sind, uns mit Gefahr ihres Lebens zu verthei-
digen. Die bösen Menschen werden uns nichts an-
haben können. Schlafe nur wieder, liebes Kind;
deine Mutter bleibt dir zur Seite.

Der Dauphin. Ja, sehr müde bin ich. Und wenn ich auch gerne aufstehen wollte; ich könnte euch ja doch nicht helfen. (Er schläft wieder ein.)

Früh am Morgen ließ der König sich bereden, seinen Entschluß, die Aufrührer mit Gewalt von den Thuillerien zurückzuhalten, aufzugeben und für sich und seine Familie in der Mitte der National-versammlung Schutz zu suchen. Auf seine Bitten begleitete ihn die Königin; auch ihre Kinder und die Prinzessin Elisabeth folgten ihnen.

Unterwegs wurde die königliche Familie eine Viertelstunde von einer sie umringenden Pöbelschaar aufgehalten, die ihre Wuth gegen sie in Beschimpfungen und Drohungen ausließ. Während dieser Zeit

stürzte plötzlich einer der Aufrührer auf sie zu, riß ihr den Dauphin aus den Armen und rann mit ihm davon, indem er sich unter die Menge verlohr. Die trostlose Mutter erhob ein lautes Angstgeschrey, worauf man aber wenig achtete. Indeß wurde sie und die übrige königliche Familie aus dem Gedränge hervorgezogen und weiter fortgeführt. Mit bangem Herzen blickte die Königin vergebens überall nach ihrem geliebten Kinde umher: als sie aber in den Saal der Nationalversammlung eingetreten war, hatte sie die angenehme Ueberraschung, es auf einmal vor sich zu sehn. Bey diesem Anblick vergaß sie einen Augenblick alle ihre übrigen Bekümmernisse und drückte den Kleinen mit Entzücken an ihr Herz.

"O liebe Mutter, ich habe dich wieder!" rief in seiner Freude das Kind laut aus.

Die Königinn. Wie hab ich mich um dich geängstigt. Was machte denn der Barbar mit dir? Hat er dir kein Leid zugefügt?

Der Dauphin. Ich weinte und jammerte, wie er mit mir fortrann, und flehete zu ihm, mich

meiner Mutter zurückzugeben. Er achtete nicht darauf und blickte mich hohnlächelnd an. Wo wollt ihr mich denn hinbringen? fragte ich ihn; mit rauher Stimme antwortete er mir: "Ich will dich in die Seine werfen". Endlich setzte er mich hier nieder und lief schnell davon. Ich dachte wohl, daß du meinentwegen in Sorgen wärst und das machte mich noch trauriger. Ich fragte hier jedermann, wo meine Eltern wären und bat mich zu euch zu führen: aber niemand gab mir eine Antwort.

Man erlaubte dem König nicht, an der Sitzung Theil zu nehmen und sperrte ihn während derselben mit seiner Familie in eine kleine Loge ein, die mit einem eisernen Gitter versehen war, durch welches man in den Saal der Nationalversammlung sah. In diesem Käficht mußten sie vierzehn Stunden zubringen, in beständiger Gefahr, durch einen Ueberfall ermordet zu werden und auf mannichfaltige Art gedemüthigt und gekränkt durch die Versammlung selbst, die in ihren Reden,

wovor sie ihr Ohr nicht verschliessen konnten, ohne Schonung alles, was ihnen nur wehe thun konnte, zusammen häufte.

Der Dauphin. Ach, du bist so gut, lieber Vater, und doch reden sie so Uebles von dir. Das dachte ich nicht von den Franzosen, als sie uns am Bundesfest ihre Liebe bezeugten, daß sie sich so gegen uns betragen würden.

Der König. Die Franzosen, die uns am Bundesfest begrüßten, das waren andere, als die hier auf uns schimpfen. Ich schmeichle mir, daß die französische Nation im Ganzen noch immer gut gegen uns gesinnt sey; die so wüthende Redner machen nur einen kleinen Theil von ihr aus.

Der Dauphin. Ach, wenn doch die Menschen auf der Welt alle gut wären; es ist traurig, daß es so viele Böse unter ihnen giebt.

Während der Sitzung hatte man die Thuillerien überfallen und geplündert und den grössern Theil der

Schweizer, die sie besetzt hielten, auf eine grausame Art ermordet. Und am Ende dieser langen Sitzung wurde beschlossen, daß die königliche Gewalt einstweilen aufgehoben sey, und daß Ludewig XVI. und seine Familie ihren Aufenthalt in einem Thurme des Tempels haben sollten. In tiefer Niedergeschlagenheit begaben sie sich nach ihrem Gefängnisse. Alle Personen von ihrem Gefolge wurden von ihnen getrennt; nur der Kammerdiener Klery blieb ihnen zur Bedienung übrig. So sahen sie sich auf einmal aus einem prächtigen Schloß und dem glänzenden Hofzirkel in den engen Raum eines alten Thurms versetzt, wo sie einsam und in dumpfer Stille, sich dem Gefühl der Leiden überliessen, die ihnen gemeinschaftlich waren.

Die Natur legte in das menschliche Gemüth einen gewissen Trieb, der, wenn es auch noch so sehr von Unfällen erschüttert wurde, doch nach und nach die Zufriedenheit in demselben wiederherzustellen oder es wenigstens vor der Verzweiflung zu bewahren strebt; und in dem Laufe der Zeit pflegt es ihm auch ge-

meiniglich damit zu gelingen, wenn anders nur nicht die Furcht vor neuen drohenden Gefahren ihm zu sehr entgegen wirkt. Dieser wohlthätige Trieb fing auch an über die Gemüther der gefangenen königlichen Familie seine Kraft zu äussern und die an Verzweiflung grenzenden Schmerzensgefühle, womit sie in den düstern gothischen Thurm eintrat, milderte sich zu einer sanften Wehmuth, die zu Zeiten einen Strahl der tröstenden Hofnung durchschimmern ließ; als sich plötzlich ein neuer Sturm gegen sie erhob, der heftiger gegen sie wüthete, als alle die sie bisher erfahren hatte.

Der dritte September (1792).

(Die königliche Familie sitzt an der Tafel.)

Die Königin. Hier bleibt es noch immer ruhig.

Elisabeth. Aber die armen Menschen, die sie so grausam ermordet haben! Während wir hier noch ruhig bey der Mahlzeit sitzen, winseln vielleicht viele unschuldige Schlachtopfer in den Schmerzen ihrer tödlichen Wunden.

(Man hört auf einmal Trommelgewirbel und ein Getümmel, das sich dem Thurme nähert. Der König steht erschrocken auf und geht nach dem Fenster.)

Der König. Ich sehe einen zahllosen Schwarm, der seinen Zug hieher zu nehmen scheint.

Die Königin. Der Himmel steh uns bey!

Der Dauphin. Mich wird so angst.

(Das Getümmel wird stärker. Alle springen vom Tische auf.)

Der König. (Indem er seine Gemahlin, die ans Fenster treten will, zurückhält.) Bleiben Sie zurück, ich bitte Sie, entziehen Sie sich diesem Anblick.

Elisabeth. (Die zu dem Könige ans Fenster tritt.) Ja, sie kommen hierher. Ihre Absicht ist auf uns gerichtet. Was sind es für große Stangen, die sie tragen? Was ist es, was an der Spitze derselben befestigt ist?

Der König. Es scheinen Köpfe der Ermordeten zu seyn.

(Sie treten von dem Fenster zurück. Die Königin geht jammernd und die Hände ringend auf und nieder, ohne daß sie wagt hinauszublicken; dann bleibt sie etwas gefaßter stehn und sagt:)

Wir sind hier uns selbst überlassen und wehrlos. Keine Wachen, auf die wir rechnen konnten, schützen uns. Welche Gefahren uns auch drohen mögen: wir können nichts thun, sie abzuwenden. Uns bleibt nichts übrig, als uns in unser Schicksal zu ergeben. Vielleicht ward uns diese Stunde unwiderruflich zu unserer letzten bestimmt. Laßt uns zu Gott beten, meine Kinder, daß er uns aus der Gefahr errette, oder wenn dieses seinem höhern Rath-

schluß zuwider ist, daß er sich unserer abscheidenden Seelen erbarme.

(Die Königin und ihre beyden Kinder knieen nieder und beten zu Gott.)

Der Dauphin (der, indem die Königin wieder aufsteht, seine Arme um sie schlingt.) O Mutter, ich laß dich nicht loß, wenn sie kommen, uns zu morden; laß mich dich so umfassend, zugleich mit dir sterben.

(Man hört ein Geschrey des Volks am Eingang des Thurms; die Thüre öffnet sich und es tritt ein Municipal herein.)

Der Municipal. Das Volk will, daß Sie sich am Fenster zeigen; aber thun Sie es nicht. (Zu der Königin.) Ich bitte Sie, lassen Sie sich durch nichts bewegen, hinauszublicken; man hat draussen ein Schauspiel für Sie bereitet, das Ihr Herz zerreißen würde. (Er geht wieder hinaus.)

Die Königin. O Gott, was es seyn mag?

(Es tritt ein anderer Municipal herein, von vier Leuten aus dem Volkshaufen begleitet. Einer von diesen sagt mit einer rauhen Stimme zu der Königin:)

„Wir bringen Ihnen den Kopf der Lamballe, damit Sie sehn, wie das Volk sich an seinen Tyrannen rächt. Ich rathe Ihnen ans Fenster zu treten, wenn Sie nicht wollen, daß das Volk zu Ihnen herauf komme.“

(Die Königin sinkt ohnmächtig nieder. Kleri und die Prinzessin Elisabeth tragen sie auf einen Lehnstuhl. Die junge Prinzessin Therese und der Dauphin benetzen sie mit ihren Thränen und suchen sie durch ihre Liebkosungen wieder zu sich zu bringen, mit den Ausrufungen:)

„Ach, die arme Lamballe! Schlage die Augen auf, geliebte Mutter! Wenn auch du uns verläßt, was soll da aus uns armen Kindern werden!“

Zu ihrem Trost erwachte endlich die Königin aus ihrer Ohnmacht. Ihr Schmerz lösete sie dann in einen Strom von Thränen auf, und sie ging, um der Schreckensscene weniger nahe zu seyn, mit ihren Kindern in das Zimmer der Prinzessin Elisabeth.

Indeß gelang es den Municipalen die Aufrührer von der Ermordung der königlichen Familie zurückzuhalten, indem sie ihnen die Versicherung gaben, daß die Nationaljustiz nicht unterlassen würde, sie an den großen Verbrechern zu rächen.

Mehr als tausend Gefangene, die größtentheils nichts verbrochen hatten, als daß sie Anhänglichkeit für die königliche Familie bewiesen, waren an den Tagen des zweyten und dritten Septembers auf eine schauderhafte Weise ermordet worden. Unter ihnen war die Busenfreundin der Königin, die Prinzessin Lamballe gewesen, deren Kopf man, indem man die Königin ersuchte, ans Fenster zu treten, an einer Stange vor demselben aufgepflanzt hatte. Das grausenvolle Schicksal dieser liebenswürdigen Fürstin und

so vieler anderer, die der königlichen Familie lieb gewesen, erfüllte ihre Herzen mit einem Gram, der in der Stille, worin sie lebte, so viel tiefer und anhaltender auf sie wirkte und zu den mannigfaltigen Leiden, die sie bis dahin erduldete, eine neue Art der Schmerzensgefühle hinzufügte. Indeß vergingen seit dieser schrecklichen Epoche mehrere Monate, worin sie, wie viele Kränkungen ihr auch unaufhörlich wiederfuhren, doch wenigstens von so erschütternden Scenen, als die des dritten Septembers, verschont blieb; und ihre Gemüther fingen abermals an, sich aus der Verzweiflung, die sich ihrer bemächtigte, zu einer melancholischen Ruhe und zu einer schwachen Hofnung auf eine bessere Zukunft empor zu arbeiten. Sie gewöhnte sich nach und nach an die Abgezogenheit von der Welt, an die Einschliessung zwischen den finstern Gewölben eines engen Thurms, und wuste die Einförmigkeit der Gefangenschaft durch verschiedene kleine Raffinements zu nüanziren. Sie wechselte ab mit den Zimmern, wo sie zu Mittag und Abend speisete und in andern Stunden ihre

Zusammenkünfte hielt. Vor dem Mittagsessen ging sie bey gutem Wetter in den an den Tempel stossenden Garten, und wenn sie hier eine frische Luft einathmete und sich mit Kräutern, Blumen und Bäumen unterhielt: so sahe sie auch aus der Entfernung Menschen, die aus den Fenstern der Häuser, die den Garten umgaben, oft mit den Zeichen der Theilnehmung an ihrem Schicksal auf sie herabblickten. Zu Zeiten bestieg sie auch die Gallerie, welche die Thurmspitze umgiebt und beschäftigte sich in der Phantasie mit den Menschen, welche die Häuser, die sie unter sich sah, bewohnten, und ein anderes Leben, als sie, führten.

Des Morgens gab der König seinem kleinen Sohn selbst Lehrstunden; er erklärte ihm französische Dichter und ließ ihn Stellen daraus auswendig lernen, unterrichtete ihn in der Geschichte und Erdbeschreibung und übte ihn, Landcharten zu illuminiren. Die Königin beschäftigte sich indeß mit der Ausbildung ihrer Tochter. Bey den Spatziergängen in dem Garten ließ Kleri den Prinzen laufen, Ball schlagen, Pallet

spielen und auf andere Art seine Leibeskräfte üben. Gleich nach der Mahlzeit spielte er oft mit seiner Schwester in dem Vorzimmer Federball oder etwas anderes. — Beyde benutzten ihre lärmenden Spiele oft als ein Mittel, die wachthabenden Municipalbeamten zu verhindern, die Reden ihrer Eltern und ihrer Tante unter sich oder mit Kleri zu hören: so wie sie auch dem letztern durch ein Zeichen warnten, wenn zu fürchten war, daß die Municipalen aus dem Vorzimmer hereintrend, sie überraschen möchten. Nach Tisch gab Klery dem kleinen Prinzen Schreibstunden; der König wählte zu den Vorschriften Stellen aus dem Montesquieu und aus andern berühmten Schriftstellern. Die Prinzessin Elisabeth las täglich aus dem Racine und dem Corneille, und die rührenden und erschütternden Gemählde, welche diese Dichter aufstellen, wirkten um so viel mehr auf die unglückliche Familie, da sie in ihnen oft Züge fand, die mit ihren eigenen Schicksalen zusammentrafen. Auch die Königin las gewöhnlich gegen Abend aus historischen und andern Werken vor, die sie zur Un-

terhaltung oder zum Unterricht ihrer Kinder wählte. Der Dauphin verrieth die vortreflichsten Anlagen und machte in ihrer Entwickelung schnelle Fortschritte. Sein glückliches Gedächtniß zeigte sich unter andern dadurch, daß er, wenn man die Charte von Frankreich auch mit einem Bogen Papier vor ihm bedeckte, er gleichwohl die Departements und Städte und den Lauf der Flüsse auf ihr anzugeben wußte. Bey der Delikatesse ihrer Empfindungen hatte die königliche Familie es sich gewissermaßen zu einer allgemeinen Regel gemacht, daß keiner den andern durch seine individuellen Bekümmernisse quälte, daß jeder seine eigenen Leiden in seinen Busen verschloß und durch eine wahre oder verstellte Heiterkeit die Schmerzen der übrigen zu mildern suchte. Auch der kleine Dauphin beobachtete streng diese Regel; ob er gleich, ungeachtet seiner Jugend, für das Unglück, das ihn gemeinschaftlich mit seinen Eltern traf, nichts weniger als unempfindlich war. Durch seine naiven Einfälle, seine Munterkeit und seine Liebkosungen verscheuchte er oft den Trübsinn aus den Mienen seiner

Eltern und ließ sie einen Augenblick ihr Elend vergessen. Beym Schlafengehn ließ die Königin den Kleinen sein Abendgebet hersagen. Er hatte zwey besondere Gebete; in dem einen flehte er um Ruhe in dem Grabe für die Prinzessin Lamballe; in dem andern für die Frau von Tourzel, seine Gouvernantin, um Rettung von ihren Verfolgern; war ein Municipalbeamter in der Nähe, so war er so vorsichtig, diese letztern Gebete nur leise herzusagen. — Aber, armes Kind, was half es dir, daß dein Verstand sich aufklärte, daß deine Empfindungen sich zu einer solchen Zartheit ausbildeten? Es diente dir nur den ganzen Umfang der Drangsale, die du noch erdulden mußtest, so viel genauer zu erkennen, das Bittre derselben so viel tiefer zu fühlen!

Der König allein.

Das weiß Gott im Himmel, daß meine Absichten immer gut waren. Ob ich aber wirklich für das Glück der französischen Nation so viel that, als ein

König von Frankreich hätte thun können, ob die Mittel, die ich ergrif, diese traurigen Schicksale von mir und den Meinigen entfernt zu halten, immer die besten waren? Das sind Fragen, die ich nicht zu entscheiden wage. Oft, wenn unter den mannigfaltigen Rathschlägen, die mir ertheilt wurden, mein Entschluß hin und her schwankte, betete ich zu Gott, mir den besten Weg zu zeigen: aber ich blieb in der Ungewißheit und mir ging kein Licht in meinem Innern auf. Ob ich gut genug wucherte mit dem Schatz der Anlagen, den die Gottheit mir verlieh? Man zeichnete mir als Knaben eine Bahn vor, die ich zu meiner Ausbildung gehen sollte; ich ließ mich sorglos führen, wohin man mich haben wollte. Schmeichler umgaben mich von meiner ersten Kindheit an und priesen meine persönlichen Talente, wie das glänzende Schicksal, das mich erwartete. Zweifel wegen meiner innern Kräfte, Mistrauen gegen mich selbst, fanden dann erst Zutritt zu meiner geweihten Person, als die Glorie, die mich umstrahlte, schon zu verlöschen anfing.

Der Dauphin. Du bist ja so ernst, lieber Vater. Was ist dir?

Der König. Vergiß auch du jetzt deine Spiele, mein Sohn, und höre aufmerksam auf das, was ich dir sagen werde. Es sind Worte, wovon ich wünschte, daß du sie noch nach meinem Tode, der vielleicht nicht fern mehr ist, beherzigen möchtest.

Aus so vielen Zügen von dir habe ich zu meiner Freude erkannt, daß dein Herz gut ist. Bewahre es immer dieses gute Herz, als den theursten Schatz. Aber wisse, das Gute zu wünschen, ist nicht genug, um es wirklich zu machen. Soll der gute Wille eines Königs wahrhaft nützlich werden: so muß er ihn mit ausgebreiteten Einsichten, mit einem hellsehenden Verstand verbinden, nnd mit einer Energie des Charakters, die auf jener Basis am sichersten gegründet wird. Und darum beschwöre ich dich, mein Sohn, nähre zwar immer die schönen Gefühle deines Herzens; aber scheue auch keine Mühe, die glücklichen Anlagen des Geistes, welche die Natur dir gab, auf das vollkommensten auszubilden.

Wandelst du diesen Weg und die französische Nation beglückt dich, wenn du dereinst ihr Beherrscher wirst, mit ihrer Liebe; so wird sie durch das Bewußtseyn ihrer werth zu seyn, so viel mehr Reiz für dich gewinnen; ist aber Undank dein Lohn, wird die Krone, die dir gebührt, dir vorenthalten: so wirst du alsdann in dir selbst Trost und Ersatz finden.

Reichthum, Würde, Glanz und alle andre äußre Güter sind in einem beständigen Wechsel, sie fallen den Menschen zu und sie werden ihnen auch wieder genommen. Die Gottheit machte diese Güter so wandelbar, damit wir unser Herz nicht zu sehr an ihnen hängen und über sie den Erwerb edlerer Güter versäumen möchten. Diese edlern Güter, die uns niemand entreissen kann, und die noch in einem andern Leben Früchte für uns tragen, sind: Talente des Geistes und schöne Eigenschaften des Herzens.

Alle die Pracht, worin wir einst lebten, ist jetzt von uns verschwunden; und doch geniessen wir hier in unserm kleinen Zirkel, zwischen diesen engen Gewölben so mancher angenehmen Augenblicke. Woraus

schöpfen wir sie? Nicht wahr, mein Sohn, aus unserm Umgang mit einander, aus der Liebe, die wir gegen einander hegen, und aus der Beschäftigung mit vortreflichen Geisteswerken. Auch gehen wir gern in dem Garten und ergötzen uns an den Bildungen der Natur. Behalte stets unsere Lebensart hier in der Gefangenschaft vor Augen und zeichne dir darnach die Sphäre ab, wo die schönsten Freuden des Lebens, die selbst unter der Verfolgung und dem Druck von Aussem Stand halten, zu suchen sind. Das reine Vergnügen, welches uns die schöne Natur, der Umgang mit guten und aufgeklärten Menschen und die Ausbildung unsers eigenen geistigen Wesens gewähren kann, achte allezeit viel höher, als alles das Gepränge, als alle die Flitterwerke, welche die Thronen umgeben.

Denke, wenn du zu einer großen Gewalt gelangst, nie daran, deine Eltern wegen der Kränkungen, die ihnen widerfuhren, an ihren Feinden zu rächen; beschränke dein Bestreben, die verletzte Ehre deines Geschlechts wiederherzustellen, darauf, daß du durch

edle Eigenschaften, durch die Beförderung des allgemeinen Glücks in Frankreich, ihm die verlohre Liebe der Franzosen wieder zu gewinnen suchst.

Ich habe dir jetzt manches gesagt, was du vielleicht noch nicht so recht begreifen kannst; ich hätte es bis zu einer andern Zeit verspart, wenn ich gewiß wäre, daß ich noch lange bey dir bleiben würde. Präge dir wenigstens meine Worte in dein Gedächtniß ein und wenn du mehr erwachsen bist: so forsche ihrem Sinn weiter nach.

Der Dauphin. Verschiednes von dem, was du jetzt sagtest, habe ich schon eher von dir gehört und es mir wohl bemerkt. Aber, lieber Vater, du mußt noch lange leben und selbst sehn, wie ich deine guten Lehren befolgen werde.

(Der Dauphin, Abends um 11 Uhr, im Bette, und Klery, der eben herein kommt.)

Der Dauphin (leise) Klery, Klery!

Klery. Sie schlafen noch nicht, mein Prinz, Ihnen ist doch wohl?

Der Dauphin. O ja. Ich bin nur darum wach geblieben, weil ich noch was an Sie zu besorgen habe.

Klery. An mich?

Der Dauphin. Da Sie krank sind: so hat mir die Tante, als sie mir gute Nachte sagte, eine Schachtel von ihrer Medicin gegeben, damit ich sie Ihnen zustellen möchte. Sie konnte sie Ihnen nicht selbst überreichen, weil die Municipalen so auf Sie acht hatten.

Klery. Ich danke Ihnen.

Der Dauphin. Es war hohe Zeit, daß Sie kamen; denn die Augen fielen mir schon mehrmalen zu, und ich hatte Mühe, mich des Schlafs zu erwehren.

Klery (der vor Rührung weint). Ach Gott, wie Sie so gut sind,

Der Dauphin. (Er bemerkt Klerys Thränen und umarmt ihn.) Gute Nacht, lieber Klery. (Einige Augenblicke darauf lag er im tiefen Schlafe.)

Die Königin und der Dauphin.

Der Dauphin. Du sahst, liebe Mutter, als wir aus dem Garten zurück kamen, daß ich am Eingang des Thurms bey der Mauer stehen blieb, um die Figuren und Inschriften, die daran gemacht waren, zu betrachten, und riefst mir, dir zu folgen. Aber ich habe mir doch alles wohl gemerkt und es aus dem Kopf auf auf diesem Blatte nachgeschrieben. Siehe, dies ist die Figur, die mit Bleistift oben an der Mauer gezeichnet war; (es war ein Galgen mit der Carikatur einer Person, die daran hing und der Unterschrift: Ludwig, der ein Luftbad nimmt.) und dies sind die Worte, die mit großen Buchstaben unten an der Mauer standen: Madame Veto wird sie tanzen. . . . Man muß die Wolfsbrut erdrosseln. Aber, Mutter, was bedeuten diese Inschriften und diese Figur?

Die Königin. Ich mag sie dir jetzt nicht erklären. Aber, mein Sohn, bewahre dieses Blatt

sorgfältig auf und wenn du älter bist und von dieser Gefangenschaft erlöst neben oder auf dem Thron sitzst, dann sieh es wieder an, und ich sage dir voraus, es wird dich empören, und wenn du die Elenden, deren Hände diese Züge machten, alsdann entdeckt, eingekerkert, wenn du sie unter dem Streich des Henkerbeils ihren Geist aufgeben siehst: so wirst du kein Mitleiden für sie fühlen und frohlockend ihr Blut fliessen sehen.

Der Dauphin. Ach Gott, liebe Mutter.

(Es wird vor dem Tempel in eine Trompete gestoßen und darauf ein Decret des Convents abgelesen, welches etwas für die königliche Familie sehr Kränkendes enthält.)

Die Königin. Sonst krochen sie zu unsern Füßen und bettelten um unsre Gnade: nun erfinden sie mit einem teuflischen Raffinement eine Kränkung, eine Beschimpfung für uns nach der andern. O mein Sohn, wenn du einst König bist: so gedenke dieser Schmach deiner Eltern und räche sie an jenen Verruchten.

Der Dauphin. O liebe Mutter, der Vater hat mir gesagt, ich möchte, wenn die Franzosen mich einst zu ihrem König nehmen würden, alle Beleidigungen, die sie uns zufügten, vergessen und nur darnach trachten, mir durch ein gutes Betragen ihre Liebe zu erwerben.

Der König. Dein Vater hat recht gehabt, liebes Kind. Folge nur seinem Rath, und wenn deiner Mutter in der Aufwallnng ihres Unwillens, bey so zahllösen Kränkungen, einmal ein hartes Wort entfährt, was dein gutes Herz nicht billigt, so höre es bloß und denke nicht weiter daran.

Vier Monate hatte die königliche Familie in dem Tempelthurme zugebracht und für alles, was sie verlohren, in ihrem Umgang mit einander und in den Aeusserungen ihrer gegenseitigen Liebe Ersatz gesucht, als der Convent beschloß, daß Ludwig XVI. der Proceß gemacht werden und daß er während desselben

mit seiner Familie keine Gemeinschaft haben solle. Diese Trennung war ein harter Schlag für sie und eine schmerzhafte Vorbereitung zu der schrecklichen Scene, da der Tod ihn diesem kleinen Familienzirkel auf immer entriß.

Im Anfange der Gefangenschaft schlief der kleine Dauphin in dem Zimmer der Königin; dann wurde er zu dem Könige versetzt; jetzt ward er diesem genommen und wieder der Königin übergeben.

Schon unterrichtet von dem Schicksal, das ihm bevorstand, war der König den 11ten December des Morgens zum Frühstück zu seiner Gemahlin heraufgegangen und hatte in den schmerzlichsten Gefühlen eine Stunde bey ihr zugebracht. Dann begab er sich, von dem Dauphin begleitet, in das von ihm bewohnte Stockwerk des Thurms zurück. Der Kleine bat seinen Vater so sehr eine Parthie Siam mit ihm zu spielen, daß dieser, ungeachtet seiner traurigen Lage, die ihn wenig dazu aufgelegt machte, es ihm nicht abschlagen konnte. Nach diesem Spiel gab der König ihm die gewöhnliche Lehrstunde und war noch damit beschäftigt,

als auf einmal zwey Municipalen hereintraten, dem König anzukündigen, daß er seinen Sohn nicht mehr bey sich behalten dürfe und diesen sogleich auf eine ungestühme Weise von seiner Seite rissen. Diese Art der Trennung erschütterte den König sehr und mit dem größten Gefühl des Unmuths warf er sich in einen Lehnstuhl, wo er wie erstarrt da saß, ohne ein Wort zu sagen; der kleine Carl folgte betrübt den Municipalen mit einem zärtlichen Rückblick auf seinen Vater, dessen sichtbarer Schmerz ihm vollends das Herz zerriß.

Der Ausgang des Prozesses, den man Ludwig XVI. machte, ist bekannt. Am 17ten Januar erfuhr der unglückliche König, daß ihm in der letzten Sitzung des Convents das Todesurtheil gesprochen worden, und am 20sten wurde ihm angekündigt, daß es den folgenden Tag vollzogen werden solle.

Die Königin erfuhr diese schreckliche Botschaft und rang wehklagend ihre Hände. Der kleine Dauphin saß neben ihr und weinte und jammerte mit ihr. Auf einmal macht er sich von ihr loß, blikt aufmerk-

sam um sich herum, und benutzt den Augenblick, wo er sich von den Municipalen nicht bemerkt findet, aus der Thüre zu entschlüpfen. Schon ist er die Treppe heruntergekommen, als unglücklicherweise Santerre ihm begegnet, der ihn zurückhält. Die Augen mit Thränen erfüllt, sagt der Kleine zu ihm: "Lassen Sie mich, lassen Sie mich durch die Straßen laufen! Ich will in alle Sectionen gehn und für meinen Vater um Gnade flehen."

Auf die Bitten des Königs würde ihm erlaubt, vor seinem Ende noch seine Familie zu sehen. Er erwartete sie in dem Saal des von ihm bewohnten Stockwerks des Thurms; er war indeß in das anstoßende Cabinet gegangen und blickte von Zeit zu Zeit mit dem Ausdruck der heftigsten Gemüthsbewegung nach der Thüre, durch die sie hereinkommen würde; um halb neun Uhr öfnete sich diese Thüre; die Königin trat, den Dauphin an der Hand, zuerst herein; ihr folgten die Prinzessinnen Elisabeth und Therese. Von den heftigsten Schmerzensgefühlen durchdrungen, stürzten sich alle in die Arme des Kö-

nigs, ihr Elend drückte sie zu Boden und der Ausdruck ihrer Empfindungen erstarrte auf ihren bleichen Lippen. Der unglückliche Ludewig fing zuerst an sich etwas zu fassen; er setzte sich nieder, die Königin ihm zur Linken, die Prinzessin Elisabeth zur Rechten, die Prinzessin Therese ihm gegenüber, und der kleine Dauphin stand zwischen den Beinen des Königs; alle neigten sich gegen ihn und faßten oft seine beyden Hände; während der sieben Viertelstunden, die diese Trauerscene dauerte, sprach der unglückliche König von Zeit zu Zeit eine Weile fort, bald ermahnend, bald tröstend; seine Gemahlin, seine Schwester, seine Kinder vermochten fast nur in Gewimmer und Schluchsen ihren gepreßten Herzen Luft zu machen, ihr ganzes Wesen schien sich in Wehmuth und Thränen aufzulösen.

Um ein Viertel auf eilf Uhr stand der König zuerst auf und alle andern folgten ihm; Klery öfnete die Thür. Die Königin hielt den König am rechten Arm; beyde gaben dem jungen Dauphin die Hand; die Prinzessin Therese umschlang zur Linken den König

mitten um den Leib; die Prinzessin Elisabeth auf derselben Seite, aber ein wenig mehr rückwärts, hielt den linken Arm ihres königlichen Bruders: so thaten sie einige Schritte gegen die Eingangsthüre zu, indem sie die durchdringendsten Seufzer ausstiessen. "Ich werde Euch morgen noch wieder sehn," sagte der König. "Sie versprechen es uns?" riefen alle. "Ja, ich verspreche es Euch." — "Warum nicht um sieben?" erwiederte die Königin. "Nun ja, um sieben," antwortete der König. "Adieu." — Dies Adieu sprach er auf eine so ausdruckvolle Art aus, daß das Schluchsen sich vermehrte. Die Prinzessin Therese fiel zu den Füßen des Königs, den sie umschlungen hatte, in Ohnmacht; Klery hob sie wieder auf und half der Prinzessin Elisabeth sie zu halten; tief erschüttert drückte der König die verzweifelnden Seinigen noch einmal mit der innigsten Zärtlichkeit an seine Brust und raste dann seine Kräfte zusammen, sich ihren Umarmungen zu entreissen. Adieu . . . Adieu . . . rief er in dem rührendsten Ton, die Arme gegen sie

hinstreckend, ihnen nach und ging in sein Cabinet zurück. *)

Nach einer bange durchweinten Nacht erwarteten die erhabenen Unglücklichen mit ängstlicher Sehnsucht den Gemahl, den Vater, den Bruder, den sie verlieren sollten, um ihm das letzte traurige Lebewohl zu sagen. Aber schon ist es neun Uhr und noch kommt der König nicht; auf einmal hören sie viel lautes Getöse und den wirbelnden Todtenklang der Trommeln; von einem verdoppelten Schrecken ergriffen, sahn sie aus dem Fenster und erblickten den Wagen, der den sehnlich Erwartenden nach dem Blutgerüste führte. — Aus Schonung für sie hatte er die schauderhafte Abschiedsscene des vorigen Tags ihnen nicht wiederholen wollen. Sinnlos sinkt die Königin mit ihrer liebenswürdigen Tochter auf den Boden nieder. Auch die Prinzessin Elisabeth verläßt ihr Bewußtseyn.

---

*) S. Klerys Tagebuch über die Begebenheiten im Tempelthurm, während der Gefangenschaft Ludwigs XVI.

Bebend, und mit bleichen, von Thränen benetzten Wangen, blickt der kleine Dauphin aus dem Fenster auf den dahin fahrenden Wagen, und ruft jammernd ihm nach: Mein Vater! Mein Vater!

Ludwigs XVI. Haupt war unter dem Messer der Guillotine gefallen, und die Gewölbe des alten Thurms, welche diejenigen in sich schlossen, die ihm am liebsten gewesen und von denen die Trennung ihm schwerer, als von dem Leben geworden war, hallten mehrere Tage und Nächte hindurch von ihren Klagetönen wieder.

So lange wir geliebte Personen in Gefahr wissen, läßt die Natur unsre Bekümmernisse und unsre Angst in ihrer ganzen Stärke fortdauern, damit wir alle unsre Kräfte zu ihrer Rettung aufbieten; wenn aber der Tod ihre Leiden endigte und sie ohne Rückkehr der Welt entriß: da läßt unser Schmerz über ihren Verlust nach und nach von seiner Wuth ab. Der Gedanke,

daß sie selbst, in der Ruhe des Grabes, keine Bekümmernisse mehr fühlen, daß wir um sie traurend, nicht mehr ihre eigene Empfindungen mit ihnen theilen; sondern nur um unser selbst willen weinen, vereinigt sich alsdann mit der Zeit, worin alles veraltet, um auch die Kraft unsers Grames zu schwächen. So milderten sich auch bey der Königin die Gefühle der Verzweiflung, worin sie anfangs der Tod ihres Gemahls versetzte, nach und nach zu einer sanften Wehmuth, die ihr Gemüth wieder zu einer Art der Freiheit gelangen ließ; aus den Schmerzensgefühlen, die sie eine Weile betäubt hatten, trat die Liebe zu ihren Kindern wieder in ihrer ganzen Macht hervor, und diese, deren Herzen sympathetisch jeder Regung in dem Gemüthe ihrer Mutter folgten, theilten auch ihre edle Ergebung in das traurige Schicksal, was sie abzuwenden nicht vermocht hatte.

In dem eben so interessanten als unglücklichen kleinen Zirkel, welchen die königlichen Gefangenen bildeten, war durch den Tod des Königs eine große

Lücke entstanden; die übrig gebliebenen zogen sich jetzt so zu einer neuen Gruppe zusammen, daß diese Lücke etwas weniger merklich wurde, und gaben ihrer kleinen Societät wieder eine solche Einrichtung, daß man auch bey ihrer gegenwärtigen Beschränkung den gedoppelten Zweck der Unterhaltung und Belehrung so viel möglich erreichte.

Die Königin gab jetzt dem Dauphin selbst die Lehrstunden, die er vorher von seinem Vater erhalten. Aber nicht minder wie durch den eigentlichen wissenschaftlichen Unterricht ihrer Mutter und ihrer Tante gewannen die königlichen Kinder für ihre Bildung durch die mit Vorlesungen abwechsenden lehrreichen Gespräche der Königin und der Prinzessin Elisabeth, worin diese Ermahnungen verwebten, die bey der feyerlichen Stimmung, worin sie gegeben wurden, einen so viel tiefern Eindruck machten. Der beschränkte Raum dieses kleinen Werks erlaubt mir hier nur den Lesern von diesen Gesprächen zur Probe einige Bruchstücke vorzulegen.

Die Königin, ihre beyden Kinder und die Prinzessin Elisabeth.

Die Königin. Hätte ich vorhersehn können, daß mein einst so glänzendes Schicksal sich so verändern würde: ich hätte geglaubt, der Kummer müßte mich getödtet haben, ehe ich die Hälfte von dieser Laufbahn der Widerwärtigkeiten zurückgelegt hätte; und doch lebe ich jetzt noch, ja, lebe nicht nur: sondern geniesse auch in dieser Gefangenschaft und diesem Elend noch manchen angenehmen Augenblick.

Elisabeth. Es ist wunderbar mit dem menschlichen Herzen. Es hat seine dringenden Bedürfnisse, es muß an etwas haften, wovon es gleichsam Empfindungen einsaugt; aber die Dinge, die es interessiren können, sind mannigfaltig; wird es aus einem Zirkel der Gegenstände, woran es sich hängte, herausgerissen und in einen andern versetzt: so dauert es nicht lange, es weiß sich auch hier zu orientiren und etwas ausfündig zu machen, woraus es die Gefühle, wornach es sich so sehnt, schöpfen kann. Sterne

sagt so schön, wenn er auch in einer Wüste leben müßte, worin er mit keinem Menschen Gemeinschaft hätte: so würde doch sein Herz nicht Noth leiden, er würde seine Empfindungen nähren durch die Sympathie mit den Blumen und Kräutern.

Die Königin. Und so eine Wüste ist ja für mich noch dieser Kerker nicht; ich habe hier meine Kinder. Wie groß auch die Last meiner Leiden ist, wenn ich sie an mein mütterliches Herz drücke, da fühle ich mich erleichtert; ich weine dann bisweilen, aber diese Thränen erquicken mein Gemüth.

Therese. Wenn wir die Leiden unsrer geliebten Mutter mildern können: o, da fühlen wir unser Unglück weniger!

* * *

Die Königin. Ich habe in der Einsamkeit unsrer Gefangenschaft mehr wie ehemals über die Welt und die Menschen nachgedacht und Wahrheiten entdeckt, die, so heilsam ich sie auch jetzt finde,

mir doch damals nicht in den Sinn kamen. Sollte, liebe Therese, deine Mutter auch nicht mehr von ihnen Gebrauch machen können, so wünschte sie doch, daß du sie benutzen möchtest.

Siehe, liebe Tochter, was ich in dem geräuschvollen Leben des Hofes nie genug bedachte: der Mensch hat eine reiche Quelle des Glücks in sich selbst. Wenn wir auf unser Inneres schauen und dann alle Kräfte, welche die Natur in uns legte, ausgebildet und veredelt, alles, was sich in uns regt, in einer schönen Harmonie finden, welche keine Erinnerung an Thaten, die das Gewissen verdammt, durch einen Misklang unterbricht: da durchdringt uns ein süßes Gefühl, welches schon dem blossen Gedanken unsers Daseyns einen Reiz giebt, und dieses Daseyn dehnt sich dann unwillkührlich vor unserer Ueberzeugung von der Erde über andere Sphären aus; wir können es nicht glauben, daß Wesen, wie wir uns finden, mit der Hülle, die sie umgiebt, in dem Grabe könnten vernichtet werden. Ach! deine Mutter, ich muß es dir gestehn, sie kann das Vergnü-

gen, welches unsre Selbstbetrachtung uns gewähren kann, in seiner ganzen Reinheit nicht geniessen; ihr dringen sich, wenn sie sich selbst prüft, gewisse Gedanken auf, die sie gern verbannen möchte, und doch nicht verbannen kann. Nimm du, liebe Tochter, die Ermahnung deiner unglücklichen Mutter zu Herzen, und handle immer so, daß du bey deiner Selbstprüfung nie vor dir erröthen darfst.

Therese (indem sie gerührt die Hand der Königin küßt) O, liebe Mutter!

Die Königin. Es gab Heilige, die das Gewühl der Welt fliehend, sich in einsame Wälder und Höhlen zurückzogen, wo sie bloß der Betrachtung ihres Innern und der todten Natur lebten. Ach, wenn ein feindseliches Schicksal uns von der Welt zurückstoßt, da ist es gut, seine Kraft aufzubieten, die Resignation dieser frommen Eremiten nachzuahmen. Aber wir wurden zu einem geselligen Leben bestimmt, und wenn der Zugang zu den Freuden desselben uns nicht versperrt ist, da dürfen wir sie gerne verfolgen. Aber das schönste Glück, was der Mensch

ausser sich finden kann, blüht ihm in einem kleinen häuslichen Zirkel, worin Liebe und Unschuld herrschen, wo einer sich an dem andern erfreut, wo in dem sympathetischen Wechsel schöner Empfindungen und Gedanken sich alle zugleich unterhalten und veredeln.

Elisabeth. Dieses Wohlseyn, was wir in uns selbst finden, diese Freuden, die wir aus einem häuslichen Leben ziehen können, sind in der großen Welt und an den Höfen wenig bekannt und wenig geachtet. Hier jagen die Menschen einem eingebildeten Glücke nach, unter Schimmerwerken der Pracht und der Ueppigkeit, unter geräuschvollen Ergötzungen, die wohl die Sinne berauschen, aber das Herz nur zu leicht darben lassen.

Die Königin. Jugend, Unerfahrenheit, Leichtsinn lassen uns diesen glänzenden Tumult reitzend finden; aber noch stärker ziehen uns die Lockungen anderer dahin, die einmal den Sinn für den einfachen Genuß des Lebens verlohren haben. Sie befinden sich nur wohl in diesen lärmenden Zirkeln und suchen daher auch alles, was ihnen nahe kommt, mit in sie

hineinzureißen. Oft bedienen sie sich aber auch dieser betäubenden Ergötzungen als Mittel zu sträflichen Zwecken. Unser Geschlecht, liebe Tochter, ist besonders bey jenen lärmenden Festen, wo alles die Sinnlichkeit reizt, und bey dem Kampf gegen die Vernunft ihr zu Hülfe kommt, Gefahren ausgesetzt, denen es nur zu leicht unterliegt. Und liessen wir uns einmal erst zu Fehlern hinreissen, die unser Gewissen misbilligt, da sind wir jenen berauschenden Ergötzungen, die uns uns selbst entziehn, auf immer Preis gegeben; da fliehen wir uns selbst, da sehen wir gern, daß unser Bewußtseyn betäubt wird: denn alsdenn kann ein ruhiger Blick auf unser Inneres uns keine Freude mehr gewähren.

(Die Prinzessin Elisabeth liest vor; die Königin und ihre Tochter sind mit Nadelarbeit beschäftigt.

Die Prinzessin Elisabeth hatte eben den sechsten Gesang der Odyssee gelesen, worin die Unschuld und die einfachen Sitten der Urwelt mit so reitzenden

Farben gemahlt sind; wie die Königs-Tochter Nausikaa, nachdem sie die schmuzigen Gewänder auf einem mit Maulthieren bespannten Wagen nach dem Ufer gefahren hat, selbst, mit den Füßen sie in den Strom tretend, sie reinigt, wie die reitzende Jungfrau, da die Wäsche an dem Ufer ausgebreitet worden, indeß sie troknet, in lieblicher Munterkeit mit ihren Mägden Ball spielt und Lieder singt, und darauf den unglücklichen Fremdling, der sich ihr nahet, so freundlich aufnimmt.

Therese. O, das ist schön.

Der Dauphin. Mit der Prinzessin hätte ich auch gern Ball spielen mögen. Und daß sie gegen den alten Ulysses so gut war, daß gefällt mir auch von ihr.

Elisabeth. Der Dichter hat hier die einfache Lebensart der Vorwelt so schön geschildert, daß wir sie reizender finden, als die Prachtscenen, die uns ehemals in Versaille umgaben. Wir sind jetzt gewissermaßen zu dieser Einfalt der Sitten zurückgekehrt; Nausikaa wusch selbst ihre Kleider; wir bessern

jetzt die unsrigen selbst aus. Und warum sollten wir nicht an einer einfachen Lebensweise, die uns in der Dichtung so anziehend erscheint, auch in der Wirklichkeit Geschmack finden?

Der Dauphin. Könnten wir nur noch so eine Nausikaa und einen Ulysses hier bey uns haben!

Therese. Auf die Pracht und den Glanz, worin wir ehemals lebten, darauf würden wir gerne Verzicht thun und uns hier in unserm kleinen Zirkel, bey frugalen Mahlzeiten und einer dürftigen Umgebung glücklich finden, müßten wir nur nicht um unsern guten Vater und der armen Lamballe trauern.

Der Dauphin. Ja, wenn ich auch recht aufgeräumt bin und ich denke an meinen Vater und die gute Lamballe, da hört meine Freude gleich auf und ich kann mich der Thränen nicht erwehren.

Aus den wenigen Zügen, wodurch ich hier die Lebensweise der gefangenen Königs-Familie bezeichnete, wird man von selbst den Schluß ziehen, daß der kleine Dauphin, wie sehr er auch in Rücksicht seiner äussern Verhältnisse zu bedauern war, doch in seiner persönlichen Ausbildung keineswegs zurückblieb. Zwar hatte er schon in seiner zarten Kindheit Schrekkens-Scenen erlebt, welche dem bey weiten größten Theil der Menschen, auch während der ganzen Dauer ihres Lebens, fremd bleiben; aber an seinem Jugendsinn glitten die Schläge des Schicksals leichter ab, und so lange noch die Zärtlichkeit seiner Mutter sein junges Herz immerwährend mit lieblichen Empfindungen nährte, wurden durch sie die Schmerzensgefühle, wovor sie ihn nicht bewahren konnte, doch wenigstens so gemildert, daß sie sowohl gegen seinen Körper, als gegen sein Gemüth keine zerstöhrende Wirkungen äussern konnten. So war er noch eine schöne Blume, der, troz aller Stürme, die sie umsauseten, noch keins ihrer Blätter zerknikt war. Der Ausdruck einer blühenden Gesundheit vereinigte sich mit den schönen

Zügen seines Antlitzes, um sie noch mehr zu heben. Der Anflug eines zarten Incarnats auf seinen Wangen, das blonde Haar, das seine Scheitel umfloß, sein freyer Blick, die Unschuld in seinen Mienen, das Lächeln, das um seine Lippen schwebte, das glückliche Ebenmaaß in seinem Wuchse, seine ungezwungene Stellung, die leichte Bewegung aller seiner Gliedmaaßen machten ihn den Idealen eines schönen Kindes gleich, wie Guido's sanfter Pinsel sie auf die Leinwand zauberte. Sein Inneres entsprach ganz dem schönen Bilde seiner äussern Gestalt. Seine Empfindungen hatten sich zu einer bewunderswürdigen Zartheit ausgebildet; alle seine Geisteskräfte waren in ihrer Entwickelung — er hatte jetzt seit einigen Monden sein achtes Jahr erreicht — seinem Alter um mehrere Jahre zuvorgekommen. Ach, hätte dieser schöne Sprößling in dem Garten der Menschheit alle Knospen, die er angesetzt hatte, entfalten können: wie würde er aufgeblüht seyn zur Freude aller edlen Menschen! Was hätte man sich nicht, vielleicht zum Glücke vieler Tausenden, von ihm

versprechen können! Aber ein feindseliges Schicksal oder die Bosheit einiger Barbaren beschloß es anders mit ihm.

Wir kommen jetzt zu einer Epoche seines kurzen Lebens, wo namenlose Leiden, die von keinem erheiternden Augenblick unterbrochen, fast zwei Jahre lang fortdauerten, alle seine herrlichen Anlagen eine nach der andern zerknickten, alle Züge der Schönheit und Grazie, die ihn sonst schmükten, immer mehr verwischten, seinen Geist niederdrückten und zerrütteten, sein Herz so lange folterten, bis endlich alle Empfindungskraft in ihm abgestumpft wurde, und ihn dann als ein am Körper und am Gemüth entstelltes Wesen, einer schauderhaften Auflösung hingaben.

Die Königin, die Prinzessinnen Elisabeth und Therese und der junge Dauphin.

Den 1sten August 1793, am Abend.

Die Königin. Jetzt hat man uns doch seit einigen Monaten in Ruhe gelassen und wir hören

auch nichts von Unternehmungen, die gegen uns bereitet würden. Vielleicht hat das Blut meines Gemals die Wuth unserer Feinde gesättigt. — So öde und traurig auch das Leben ist, wozu wir verdammt sind: so würde ich doch, um der Liebe zu meinen Kindern willen, es ungern verlassen. Auch hat die Gewöhnung das Schreckliche, welches diese Gefangenschaft anfangs für mich hatte, um vieles gemildert. In dem Rausche des Ehrgeitzes wünschte ich vorher nur auf dem Throne zu leben oder zu sterben. Aber jetzt würde ich mich schon glücklich schätzen, wenn meine Feinde mir nur verstatteten, in einem einsamen Winkel der Erde, mit meinen Kindern, wie eine Bürgersfamilie von beschränkten Glücksumständen, zu leben.

Elisabeth. O, meine Schwester, wie gern sehe ich sie in einer solchen Stimmung.

(Die Königin läßt den Knauel, wovon sie strikt, auf die Erde fallen; der Dauphin läuft, indem er fortrollt, ihm nach, und bringt ihn der Königin wieder.)

Der Dauphin. Mutter, es ist ein Papier in dem Knauel. Sieh, da blickt es hervor.

Die Königin. O! sollte es etwa ein Billet seyn, was der gute Toulan darin verborgen hätte.

Die Königin wickelt den Knauel auseinander und zieht ein Billet hervor, worin sie folgendes liest:

"Da ich nicht zu Ew. Majestät kommen kann:
"so wähle ich dieses Mittel, Ihnen eine frohe Bot-
"schaft anzukündigen. Die Alliirten sind glücklich
"und dringen immer weiter vor; auch habe ich von
"sicherer Hand erfahren, daß man, vermöge einer
"Verschwörung, die dem Ausbruche nahe ist, die
"ganze nördliche Grenze von Frankreich der Armee
"des Prinzen Condé überliefern wird."

O! freuen Sie sich, liebe Schwester, freuet Euch, meine Kinder. Die Stunde unserer Erlösung ist

vielleicht nahe. Ha, ich sagte noch eben, daß ich mich begnügen würde, nur mit Euch wie gemeine Bürgersleute in der Dunkelheit zu leben: aber jetzt dürfen wir uns wieder glänzendern Hoffnungen überlassen. O mein Carl, deine Mutter erlebt vielleicht noch, erlebt vielleicht bald, den schönen Augenblick, wo sie dich auf den Thron erheben sieht, wo, in dem Entzücken ihrer Freude, alle ihre vorigen Leiden vergessend, sie ihrem geliebten Sohn als Monarchen von Frankreich die erste Huldigung bringt.

Der Dauphin. O liebe Mutter, ich sollte schon schlafen gehn, aber laß mir nur noch aufbleiben, um mich mit dir zu freuen.

(Man hört ein Geräusch vor dem Eingang des Tempels. Die Prinzessin Marie Therese springt auf und blickt aus dem Fenster.)

Marie Therese. Es kommen mehrere Personen von Fackelträgern und Bewafneten umgeben. Was das bedeuten mag?

Die Königinn. Vielleicht findet der löbliche Convent, im Gedränge wegen der Siege der Alliirten, es für rathsam, uns eine Bothschaft zu senden, um uns gütliche Vorschläge zu machen.

(Die Thüre wird geöfnet und es treten zwey Commissarien herein, von mehreren Bewafneten begleitet.)

Die Königinn. (Indem sie ihnen mit Ruhe und Würde entgegen geht.) Was bringen Sie noch so spät am Abend, meine Herren?

Einer der Commissarien. Wir haben Ihnen einen Beschluß des Sicherheitsausschusses anzudeuten.

Die Königinn. Was ist der Inhalt desselben?

Der Commissar. Daß Sie sogleich von Ihrer Familie getrennt und nach der Conciergerie gebracht werden sollen.

Die Königinn. O ihr grausamen Menschen, so unsägliche Leiden habt ihr mir schon Jahre lang bereitet; und das gnügt euch nicht, ihr sinnt noch

auf neue Marter für mich! Diese öden Gewölbe, dieser dürftige Hausrath, sind die noch zu gut für eure Königinn? In den Kerker, der die Missethäter einschließt, wollt ihr sie werfen? Das Leben wäre mir schon lange unerträglich geworden, hätte nicht die Gesellschaft meiner Kinder meinen Kummer versüßt. Und den einzigen Faden, der mein zerdrücktes Herz noch ân das Daseyn knüpft, auch den wollt ihr zerreissen?

Der Commissar. Diese unzeitige Ereiferung, Madame, können Sie sich ersparen.

Der Anführer der Bewafneten. Entschliessen Sie sich im Guten uns zu folgen, oder wir werden Sie durch Gewalt dazu nöthigen.

Der Dauphin. O liebe Mutter, verlaß mich nicht, nimm mich mit Dir; wo sie Dich auch hinbringen mögen: ich folge Dir gerne. (Seine Mutter faßt ihn in ihre Arme und drückt ihn an ihre Brust.)

Die Königinn. Ja, mein Sohn, wenn du Muth genug hast, das Elend, was in den Höhlen,

welche die Verbrecher vor dem Lichte der Sonne verbergen, mich erwarten wird, mit mir zu theilen, wenn die zärtlichen Liebkosungen deiner Mutter dir Ersatz sind für alles Ungemach, was du mit ihr zu erdulden hast: so begleite mich und ich will dich an mein Herz drücken, dich mit meinen Thränen und Küssen bedecken, bis der Augenblick kommt, wo das mörderische Eisen mich vernichtet.

Einer der Kommissarien. Setzen Sie, Madam, diese Grimassen bey Seite. Der erhabne Convent untersagt Ihnen alle Gemeinschaft mit Ihren Kindern.

Die Königinn. Die wildesten Barbaren ehren die Mutterliebe; aber der entartete Franzos verhöhnt sie. Mag der erhabne Convent durch seine usurpirte Gewalt sich befugt halten, seinem König und seiner Königinn das Todesurtheil zu sprechen: was kann man diesem unschuldigen Kinde vorwerfen, wofür es eine Bestrafung verdiene? Die Rechte einer Mutter an ihrem Kinde sind von der Natur feyerlich sanctionirt und selbst das Verbrechen kann sie nicht verwirken.

(Einer der Kommissarien will der Königinn den Dauphin abnehmen).

Der Dauphin (indem er den Hals seiner Mutter fester umklammert.) Ich will bey meiner Mutter bleiben, und lasse mich nicht von ihr loß machen.

Der Anführer der Bewafneten. Dich Knaben wollen wir schon lehren, dem Gesetz gehorsam zu seyn, eben so gut wie deine Mutter. (Er faßt ihn bey den Füssen, um ihn gewaltsam aus den Armen der Königinn zu reissen; der kleine Dauphin stößt bey dem Schmerz dieser Zerrung ein Geschrey aus; in dem Augenblick läßt die Königinn ihn fahren, die liebenswürdige Therese, deren vor einigen Augenblicken noch so blühende Wangen eine Todtenblässe überzieht, sinkt ohnmächtig nieder; die trostlose Elisabeth überwältigt ihren eignen Schmerz, um ihrer Nichte zu Hülfe zu kommen.)

Der Dauphin (indem er vor den Commissarien und dem Anführer niederknieet.) Vergönnet

doch, daß ich bey meiner Mutter bleibe! Ich bitte Euch, erhört mein Flehen! Laßt Euch rühren durch meine Thränen und meinen Jammer!

Einer der Commissarien faßte jetzt die Königinn bey der Hand, um sie mit sich fort zu ziehn. Sie macht sich von ihm los, und stürzt von der Heftigkeit ihres Schmerzes fast bis zum Wahnsinn getrieben, aus der Thüre; der kleine Dauphin läuft ihr jammernd nach; der Anführer der Bewafneten ergreift ihn und hält ihn in seinen Armen fest; das unglückliche Kind ringt aus allen Kräften, sich von ihm loszuwinden; die Heftigkeit seiner Anstrengung und seines Schmerzes versetzen es auf einmal in einen convulsivischen Zustand; dann lassen die Zuckungen wieder nach, alle seine Nerven sind abgespannt, die Füsse und Arme sinken herunter und verlieren alle Bewegungskraft; es ist wie erstarrt; einer Leiche gleich legt es der Anführer auf den Boden und rennt aus dem Zimmer. Die Prinzessinn Elisabeth eilt von ihrer Nichte, die eben wieder zu sich kommt, zu dem Dauphin, faßt ihn in ihre Arme und bringt durch

ihre zärtliche Sorgfalt auch ihn wieder ins Leben zurück. Beyde unglückliche Kinder blicken sich einander an und vereinigen sich in den Ausruf: „O unsre Mutter! Unsern Vater haben sie getödtet und auch unsre Mutter entreissen sie uns!" Erschöpft von so vielfachen Martern, die auf einmal ihr Gemüth ergriffen, sinkt die Prinzessinn Elisabeth schluchzend auf einen Stuhl; die beyden unglücklichen Kinder werfen sich neben ihr auf die Erde, und lehnen ihre mit Thränen gebadeten Wangen an den Schooß ihrer Tante.

Mehrere Tage überliessen die königlichen Kinder sich der Heftigkeit ihres Schmerzes, der sie auch des Nachts auf ihrem Lager noch verfolgte, und die Ruhe davon verscheuchte; und wenn auch endlich ihre erschöpfte Natur sie dem Schlafe übergab; so umschwebten sie noch im Traume schreckende Phantome. Ihre Tante litt in ihrem Innern nicht weniger als sie, aber sie bekämpfte den Ausdruck ihrer Schmerzensgefühle und bot alle ihre Kräfte auf, die unglücklichen Kinder, wobey sie jetzt Mutterstelle vertre-

ten sollte, durch tröstende Worte so viel aufzurichten daß sie dem Gram nicht ganz unterlagen. Aber der Verlust, den sie gelitten hatten, war zu groß, als daß sie ihn verschmerzen konnten. Als ihr Vater ihnen entrissen wurde, da blieb ihnen noch ihre Mutter, und sie hefteten jetzt auf diese ihre ganze kindliche Liebe, die ihr Vater sonst mit ihr theilte, und die ihre Mutter ihnen auch um so viel mehr erwiederte; aber jetzt waren sie verlaßne Waisen; bloß ihre Tante hatte man ihnen noch gelassen; aber sie ahndeten schon, daß sie auch diese verlieren würden. Die Ungewißheit, worin sie wegen des Schicksals ihrer Mutter waren, und die Furcht, daß man auch sie zum Tode verurtheilen möchte, hielten ihre Gemüther in einer Unruhe, die sie für alle Tröstungen ihrer Tante weniger empfänglich machte, und die zärtliche Sorgfalt, welche diese liebenswürdige Prinzessinn für sie trug, vermochte nichts weiter bey ihnen, als daß sie in Verbindung mit der Ermattung ihrer Natur die Martern, die sie lange in Schluchzen und lautes Jammern äusserten, nach und nach in eine dumpfe Schwermuth

verwandelte: aber eine Regung der Freude kam nicht wieder in ihr Herz, und ihre Mienen blieben ein düstres Bild des Kummers, das nie ein Lächeln milderte.

Ach, welche Vorstellung die armen Kinder sich auch von dem schrecklichen Schicksal ihrer Mutter machen mochten: sie konnten das ganze Gräßliche desselben, wie er wirklich war, mit ihrer Phantasie nicht erreichen. Die Prinzessinn Elisabeth, die Nachrichten darüber erhielt, verhehlte aus Schonung sie ihnen: so wie auch den Tod der Königinn, den sie nach allem Elend und aller Schmach, die sie in den drittehalb Monden, welche sie in der Conciergerie zubrachte, erdulden mußte, auf dem Blutgerüst empfing, und den selbst noch schauderhaftere Umstände, als die Hinrichtung des Königs begleiteten. Da die Königlichen Waisen aber so oft sie dringend nach dem Schicksal ihrer Mutter fragten, und da sie besorgte, daß auch sie bald von ihnen getrennt werden möchte: so entschloß sie sich einige Wochen nach der Ermordung der Königinn ihnen dies schreckliche Geheimniß zu enthüllen, damit nicht, wenn hernach ohne Theilneh-

mung für ihre Leiden ein Fremder es ihnen entdeckte, es sie um so viel tiefer erschüttern möchte.

Die Prinzessinnen Elisabeth und Therese und der Dauphin.

Therese. Ja, liebe Tante, wenn Sie von dem Schicksal unsrer Mutter etwas wissen: so bitte ich Sie, es uns nicht länger zu verhehlen. Der Zustand der Ungewißheit, worin wir uns befinden, ist auch so quälend und die Furcht erhält doch immer mehr bey mir das Uebergewicht über die Hofnung. Je länger wir uns mit dem Gedanken trösten, daß wir unsre Mutter noch wiedersehn möchten, desto schmerzhafter würde es uns hernach seyn, wenn wir sähen, daß dieser Trost eine Täuschung war.

Der Dauphin. Ja, liebe Tante, sagen Sie uns, lebt unsre Mutter noch; werden wir sie wiedersehn?

Elisabeth. Dort über den Sternen werdet Ihr sie einst wiederfinden.

Therese (mit einem tiefen Seufzer.) Ach, sie ist todt!

Der Dauphin (jammernd) O unsre Mutter!

Therese. Wir armen Kinder!

Der Dauphin. Nun haben wir keinen Vater und auch keine Mutter mehr!

Therese. Versetzte ihr Kummer sie in eine Krankheit, die ihrem Leben ein Ende machte?

Elisabeth. Sie starb den Tod Eures Vaters.

Therese. Ach die arme Mutter!

Elisabeth. Sie hat jetzt alles überstanden. Sie fühlt nicht mehr die Leiden, die sie sonst mit uns theilte und die für uns noch fortdauern.

Therese. Gewiß hat sie vor ihrem Tode noch oft an ihre unglücklichen Kinder gedacht.

Elisabeth. Ihre zärtliche Liebe für Euch blieb das theuerste Gefühl ihres Herzens bis zu dem Augenblick, wo es aufhörte zu schlagen. Und auch jetzt, in eine andre Welt versetzt, hört sie nicht auf, lie-

bend an Euch zu denken, und flehet mit Inbrunst zu dem Sohne Gottes und seiner Mutter um Rettung und Heil für ihre unglücklichen Kinder.

Der Dauphin. Ach ich will jetzt auch für die Ruhe ihrer Seele beten, wie ich schon lange für meinen Vater und die Lamballe gebetet habe.

(Er und seine Schwester knien nieder und beten mit gefalteten Händen und in der tiefsten Rührung.)

Elisabeth. So lange sie um Euch war, unterhieltet Ihr Euch so gern mit ihr, und wenn sie ihre Liebe zu Euch und ihre Zufriedenheit mit Eurem Betragen äusserte, da heiterten Eure Gemüther sich auf, unter allen Leiden, die sie drückten.

Therese. So war es.

Elisabeth. Ihr könnt Euch aber auch noch jetzt mit ihr unterhalten, noch jetzt ihres Beyfalls Euch erfreuen.

Der Dauphin. Ach, wenn wir das könnten!

Elisabeth. Sie schauet von den Höhen des Himmels auf Euch herab, und wenn Ihr immer

gut bleibt, wenn Ihr Euch immer so betragt, daß es ihr, wenn sie noch bey Euch wäre, Freude machen würde: so könnt Ihr Euch auch vorstellen, daß sie mit einem himmlischen Entzücken aus den Wolken Euch Beyfall zulächle.

Der Dauphin. Ja, theure Mutter, ich verspreche es dir, du sollst dort oben unter den Sternen immer mit mir zufrieden bleiben.

Indeß die Königlichen Kinder mit ihrer Tante diese traurige Unterhaltung hatten, war es ziemlich spät am Abend geworden, und mit beklommnen Herzen legten sie sich zu Bette. Ihre Betrübniß hielt sie noch einige Stunden wach und sie konnten ihre Augen nicht schliessen vor den Thränen, die ihnen entquollen. Endlich erschöpften sich die Kräfte ihrer Natur, und sie sanken in einen tiefen Schlaf. Als sie den folgenden Morgen wieder erwachten, erwarteten sie einige Zeit in ihren Betten, daß ihre Tante kommen würde,

ihnen den gewohnten Morgengruß zu bringen; aber sie kam nicht; sie harreten noch eine ganze Stunde: und sie sahen sie noch nicht; sie horchten auf ihre Tritte in dem Vorzimmer, aber alles blieb still. Endlich trieb die Ungeduld sie aus dem Bette, und ängstlich legten sie sich selbst ihre Kleider an. Sie gingen durch den Saal und blickten überall nach ihr herum; sie traten in ihr Cabinet, öfneten die Vorhänge ihres Bettes: sie finden sie nirgends.

Therese. Ach Gott, sie hat uns verlassen.

Der Dauphin. Gewiß haben die wilden Menschen auch sie weggeführt.

Indeß bemerkte die junge Prinzessinn, die noch immer fortfuhr, ihre Blicke ängstlich um sich herum zu werfen, auf dem Camin ein Blatt Papier, welches sie hernnternahm; es war von der Hand ihrer Tante; sie wünschte ihnen ein ewiges Lebewohl. Um Mitternacht waren Commissarien mit Bewafneten gekommen, nnd hatten auch sie, eben wie vorher die Königinn, nach der Conciergerie gebracht.

Therese (indem sie und der Dauphin sich gerührt einander ansehen.) Nun sind wir ganz allein.

Der Dauphin. Ja wohl.

Therese. Nur Du, lieber Carl, bist mir noch übrig.

Der Dauphin. Ich habe niemand mehr als Dich.

Therese. Geliebter Carl!

Der Dauphin. Therese!

(Sie umarmen sich.)

Therese. Wer weiß, wie lange man auch uns noch zusammenlassen wird.

(Ein Commissar und der Schuster Simon mit seiner Frau treten herein.)

Der Commissar. Der erhabne Convent will, daß Ihr Euch von einander trennet. Sie, Mamsell, begleiten diese Bürgerinn, welche Acht auf Sie haben wird. Und Du, kleiner Capet, bist diesem braven Bürger übergeben.

Der Dauphin. Meinen Vater, meine Mutter, meine Tante hat man mir genommen, und nun

will man mir auch meine Schwester entreissen. Wie kann man so grausam seyn?

Therese. Ich bitte Sie meine Herren, lassen Sie uns zusammenbleiben; gönnen sie den unglücklichen Kindern ihres ehemaligen Königs diesen einzigen Trost, der ihnen in der Welt noch übrig ist. Mein Bruder ist so viel jünger als ich, er bedarf noch viel mehr der fremden Hülfe; und niemand anders wird so gut für ihn sorgen, als ich es thun würde.

Der Commissar. Keine Umstände. Wir haben gemessene Befehle. Bürger Simon, thun sie ihre Pflicht, nehmen sie den Knaben, und sie Bürgerinn, führen sie die Mamsell weg.

(Die beyden unglücklichen Kinder laufen auf einander zu, und umarmen sich schluchzend.)

Therese. Lebe wohl, mein Bruder.

Der Dauphin. Lebe wohl, Therese.

Therese. Vergiß Deine Schwester nicht.

Der Dauphin. Vergiß auch Du Deinen Bruder nicht.

Therese. Immer werde ich in Gedanken Dich umschweben.

Der Dauphin. Unaufhörlich werde ich mich nach Dir sehnen.

Der Commissar. Wenn das so fortdauerte: so könnte man wohl gar gerührt werden. (Zu Simon und seiner Frau.) Wir müssen dem Dinge ein Ende machen. Schaft sie aus einander. (Er geht voran aus der Thüre.)

Fr. Simon (zu ihrem Mann) Ich will die Mamsell gleich mit mir nehmen. Bleibe du indeß mit dem Jungen hier noch einen Augenblick zurück.

Therese und ihr Bruder hatten, während sie sich ihr Lebewohl sagten, sich bey der Hand gefaßt; jetzt ergriff Simon die andre Hand des Dauphins, so wie seine Frau die der jungen Prinzessinn; indem die unglücklichen Geschwister in diesem Augenblick die beyden Hände, woran sie sich hielten, aus einander fahren liessen, warfen sie sich noch einen Rückblick zu, der zugleich die tiefste Rührung und die innigste Zärtlichkeit ausdrückte.

Ach, dieser zärtliche Blick, womit der kleine Carl seine geliebte Schwester verfolgte, bis man sie aus der Thüre gezogen hatte, war der letzte, worin er sie sah. Ihn führte dann Simon eine Reihe von Stufen nach der andern hinauf; weinend und bebend folgte er dem rauhen Manne, in ängstlicher Erwartung, wohin er ihn bringen werde; schon waren sie nahe an die Zinne des Thurms gekommen, als Simon vor einer Thüre stehn blieb, die mit Eisenplatten beschlagen und mit einem schweren Riegel versehn war; ein Kerkermeister von wildem Ansehn, der mit einem Nationalgarden das Opfer der unmenschlichsten Grausamkeit erwartete, schloß diese Thüre auf; sie knarrte auf ihren Angeln und das unglückliche Kind erblickte die öde Wohnung, wo es einige Jahre einsam im Elende schmachten, und dann sein Leben enden sollte. Es war ein kleines Gemach, worin nur wenige Personen Platz hatten; in einem Winkel sah man ein schlechtes Lager, in dem übrigen Raum standen einige Strohstühle und ein kleiner Tisch; das Licht fiel kärglich durch einige Oeffnungen herein, die sich in der

dicken Mauer befanden; sie hatten keine Fenster, aber dichte Gegitter, unter denen an der Aussenseite der Mauer noch grosse eiserne Körbe angebracht waren, das Auge konnte daher aus ihnen nichts als die blosse Luft erblicken.

In diesem öden Behältniß mußte der kleine Märtyrer seine meisten Stunden einsam zubringen. In der dumpfen Stille, wo er nichts sah und nichts hörte, was ihn hätte zerstreuen können, mußten die Schreckensscenen, die er in dem kurzen Raum seines Daseyns erlebt hatte, und alle die theuren Personen, die ein grausamer Tod ihm entrissen hatte, oder die gleich ihm in finstre Mauern eingesperrt waren, ihm um so viel lebhafter in der Phantasie gegenwärtig bleiben; mußten der Gram und die Sehnsucht, die von der Erinnerung dieser geliebten Verwandten, deren Zärtlichkeit ihm einst so viele Freude machte, oder seine Leiden doch so milderte, unzertrennlich waren, auf sein empfindsames Gemüth um so viel tiefer wirken. So lange er noch den Schuster Simon zu seinem Aufseher hatte, kam dieser freylich auf einige

Stunden des Tags zu ihm, bisweilen von seiner Frau begleitet. Aber statt zu seiner Aufheiterung zu dienen, wurde diese Gesellschaft nur eine neue Marter für ihn. Simon war ein roher, fühlloser Mensch, der dem System der Freyheit und Gleichheit, und des Hasses gegen das Königsthum, das ihn aus seinem Nichts hervorgezogen hatte, fanatisch ergeben war. Hatte er einst, wenn er die Königinn in dem Glanz der Majestät erblickte, kaum gewagt, die Augen zu ihr zu erheben; so gefiel er sich jetzt in dem Gedanken, daß der Sohn der stolzen Antoinette, an dem ihr Herz so viel stärker hing als an all der Herrlichkeit, die sie umgab, jetzt ein Spielzeug seiner Willkühr und seiner Laune sey; und er fühlte bey dieser Betrachtung seinem niedrigen Stolz um so viel mehr geschmeichelt, je mehr er von der Gewalt, die er über das unglückliche Kind hatte, Gebrauch machte, je tiefer er es heruntersetzte, mit desto größrer Schmach er es überhäufte. Seine Frau kam ihm in allen seinen üblen Eigenschaften gleich, nur mit dem Unterschied, daß sie mit seiner Roheit noch einen grössern

Grad der Bösartigkeit verband. Ein Lehrbursche, der das Unglück gehabt hätte, in ihre Hände zu fallen, hätte nicht mit der Härte und dem Uebermuth von ihnen behandelt werden können, womit sie dem Dauphin von Frankreich begegneten. Sie nährten ihn mit grober Kost, liessen ihn die niedrigsten Arbeiten verrichten; und dabey dienten seine vornehme Geburt und seine ehemaligen glänzenden Verhältnisse ihnen immerwährend zu einem Gegenstand des Spottes. Sie schmälten bey jeder Gelegenheit auf seine Königlichen Eltern und zwangen ihn durch harte Drohungen bey den Schimpfreden, die sie gegen sie ausstiessen, seinen Beyfall zu bezeugen oder gar mit in sie einzustimmen. Alle Geduld, alle Unterwürfigkeit, alle Hingebung, alle Schmeicheleyen und Liebkosungen, die das gutmüthige Kind ihrer Härte und Grausamkeit entgegenstellte, machte auf diese verwilderten Menschen nicht die geringste Wirkung: sondern reitzte sie vielmehr den Uebermuth, womit sie es quälten, noch weiter zü treiben. Und wenn es einmal von ihren schändlichen Zumuthungen zur Verzweiflung ge-

trieben, eine Miene machte, sich nicht nach ihnen zu schmiegen: so beschränkten sie sich nicht, es mit harten Worten zu bestrafen; sie erfrechten sich, Hand an das Kind zu legen und es mit Schlägen zu mißhandeln.

Ich will hier von den Scenen, die der kleine Märtyrer in der Gesellschaft dieser verworfnen Menschen erlebte, nur eine darstellen, weil ich glaube, es möchte den Lesern widerlich werden, wenn sie die boshafte Frechheit dieser Unholde länger vor Augen haben sollten.

(Der Schuflicker Simon und seine Frau sitzen und zechen bey einer Flasche Brandtewein.)

Simon. Dein Einfall ist vortreflich. Der Junge verdient diese Demüthigung. Denn, im Grunde bildet er sich doch noch etwas ein; er darf es sich nur nicht so merken lassen.

Fr. Simon. Art läßt von Art nicht; der Stolz, den seine Mutter ihm angeerbt hat, ist schwer bey ihm auszurotten. (Sie hebt einen auf dem Bo-

den liegenden Bündel mit Kleidungsstücken auf, und öfnet ihn.) Aber diese Kur, denke ich, soll wirken. Sieh nur, dieser alte Rock ist recht schmutzig und zerlumpt; ich habe ihn für einige Sous in einer Trödelbude gekauft. Und die alte Mütze ist nicht besser.

Simon. Du bist eine gescheidte Frau. Aber schmeckt dir heute der Brandtewein nicht? Trinke doch. (Er stößt mit ihr zusammen.) — Sieh nur, die Verkleidung stimmt auch sehr gut zusammen mit dem Plan des hohen Convents, sie schickt sich so gut zu der ganzen Methode, die uns bey seiner Behandlung vorgeschrieben ist.

Fr. Simon. Das dünkt mich auch.

Simon. Der Convent will doch einmal, daß dem Jungen alle hohe Gedanken benommen, daß er an Leib und Seele zu einem gemeinen Menschen heruntergebracht werde, damit, wenn es dem Volk auch einmal einfallen sollte, ihn zum König zu machen, er doch nicht dazu tauge, und unter all dem Pomp, womit man ihn umhängen möchte, der arme Tropf hervorblicke.

Fr. Simon. Ja, der Convent hat Verstand, das muß man sagen.

Simon. Hast du auch das Leder, den Pfriehm und den Pechdrat, was ich zurecht legte, mitgebracht.

Fr. Simon. Ja, das habe ich nicht vergessen.

Simon. Lege deine schönen Sachen nur auf die Seite; der Junge rührt sich schon.

Der Dauphin. Guten Tag, Bürger Simon. Ich habe so fest geschlafen, daß ich gar nicht gehört, wie Sie hereingekommen sind; und die Thüre klirrt doch so, wenn sie geöfnet wird.

Simon. Es wird Dir wohl, wenn du hier so allein bist, die Zeit bisweilen lang?

Der Dauphin. Ach ja, und Sie wollen ja nicht, daß ich fortfahre aus den Büchern zu lernen, die mein seliger Vater bey meinem Unterricht gebrauchte.

Simon. Die Bücher, die Dein Vater und Deine Mutter Dir in die Hände gaben, taugen eben so wenig als sie selbst. Um ein nützlicher Bürger zu werden und das Gesetz der Gleichheit zu befolgen,

sollst Du ein Handwerker werden, und da kannst Du denn hier deine Zeit anwenden, Dich in den Arbeiten, die dazu gehören, zu üben.

Der Dauphin. Ein Handwerk will ich nicht treiben, wenn ich aus diesem Gefängniß wieder frey komme.

Simon. Was denkst Du denn in der Welt zu werden.

Der Dauphin. Meine Mutter hat mir oft gesagt, daß ein Gesetz, was schon länger als tausend Jahre in Frankreich gegolten habe, mich zum König von Frankreich mache.

Simon. Wenn Du einige Jahre älter so etwas sagtest: so würde der Convent Dir eben wie Deinem Vater den Kopf abschlagen lassen.

Der Dauphin. Da der Convent meinen Vater und meine Mutter gemordet: so mag er gerne auch mich tödten lassen. So hat das Leben doch keine Freude für mich, und der Tod würde mich zu meinen geliebten Eltern bringen.

Fr. Simon. Von Deinen Eltern solltest Du nur ganz schweigen; es macht Dir doch keine Ehre, von ihnen zu reden. Dein Vater und Deine Mutter sind so gut wie am Galgen gestorben, und ihre Körper sind in Gesellschaft mit den Leichnamen andrer armen Sünder vermodert. Du solltest wünschen, daß ich Deine Mutter wäre, da würde es Dir nicht so übel ergehn, als jetzt, da Du von einer Tyrannin, die sich Königinn nannte, gebohren wurdest.

Der Dauphin. Ach, ich bitte Sie, liebe Frau Simon, reden Sie nicht so übel von meinem Vater und meiner Mutter. Sie waren immer so gut gegen mich, und ich liebe sie noch in ihrem Tode.

Fr. Simon. Du sollst sie aber nicht lieben, Junge; sie haben die Nation verrathen, und der erhabne Convent hat sie als Verbrecher bestraft; und wenn Du noch einmal sagst, daß Du sie lieb hast: so werde ich Dich züchtigen.

Der Dauphin. Gott hat geboten, daß Kinder ihre Eltern lieben und ehren sollen. Und wenn die neuen Gesetze in Frankreich das untersagen: so

können sie unmöglich so gut seyn, als Du sie mir rühmst

Fr. Simon. Wie spitzfindig der Junge ist. Das sind noch Ueberbleibsel von den schönen Lehren, die seine Mutter ihm in den Kopf gesetzt hat.

Simon. Wie es mit Deiner Königsschaft aussieht, sollst Du gleich erfahren. Der erhabne Convent hat befohlen, daß Du ein Schuster werden sollst; und ich will, daß Du gleich anfängst, Dich in dieser edlen Profession, die ich so lange getrieben, zu üben. Da hast Du zwey Stück Leder, die sollst du mit Hülfe dieses Pfriems und dieses Fadens zusammenfügen.

Der Dauphin. Ach, ich bitte Sie, quälen Sie mich nicht so, ich verstehe ja die Arbeit nicht, und das Leder und der Faden sind so schmutzig.

Fr. Simon. Du bist wohl bange, daß Du Deine schöne Kleider damit befleckst. Aber von der Furcht will ich Dich befreyen; zieh Dich nur gleich aus; ich will Deine saubern Kleider mitnehmen, und hier habe ich andre für Dich mitgebracht, wie sie für einen Schusterjungen passend sind.

Der Dauphin. Ach, liebe Frau Simon, lassen Sie mich doch die behalten, die ich bisher getragen; meine Mutter und meine Tante haben im Tempel selbst daran genäht; und die da sind ja so schmutzig und zerrissen. Es ist auch gewiß nicht Ihr Ernst, daß ich sie anlegen soll. Sie wollen mich dadurch nur schrecken. Aber thun Sie das nicht; ich leide ja so schon genug.

Fr. Simon. Wenn Du mir nicht gleich gehorchst; so will ich Dich züchtigen.

Der Dauphin. Ach Gott!

(Der kleine Prinz läuft bey ihrer Drohung fort und verkriecht sich in sein Bett.)

Fr. Simon. Warte Junge, ich will Dich lehren, mir zu trotzen. (Sie schlägt ihn und reißt ihn aus dem Bette und mit sich fort. Weinend und bebend steht das unschuldige Kind da und läßt es geduldig geschehn, daß das verworfne Weib unter Spottreden es so, wie es sich es vorgesetzt hatte, umkleidet

Simon. Sey nur nicht so betrübt; Du gefällst mir so besser als vorher. In dem Habit machst Du dem System der Gleichheit Ehre. Dafür sollst Du auch jetzt ein Glas Brandtewein haben. Es lebe die Freyheit und Gleichheit! Es leben hoch die edlen Jacobiner, die den Tyrannen Ludwig XVI. auf das Schafot brachten! Da, nimm das Glas und trinke mir die Gesundheit nach.

Der Dauphin. Ich mag nicht Brandtewein trinken.

Simon. Warum nicht? Du siehst ja doch, daß wir ihn zu uns nehmen.

Fr. Simon. Ihm gefällt nur die Gesundheit nicht, worauf Du ihn zutrinkst.

Der Wüthrich hielt jetzt dem armen Kinde das mit Brandtewein gefüllte Glas vor dem Mund; zitternd trank es einige Tropfen, aber das gnügte seinem grausamen Aufseher nicht; es mußte das ganze Glas ausleeren. Die Wirkung des Tranks zeigte sich bald an dem kleinen Prinzen; er bekam eine Fiberhitze; seine Augen blickten wild umher. Dann wurde er

blaß, wie eine Leiche, seine Knie schlotterten; er sank ohne Bewußtseyn auf den Boden nieder. Simon hob ihn auf und warf ihn auf sein Lager.

Fr. Simon. Ich denke es ist gut, wenn wir ihn öfter Brandtewein trinken lassen.

Simon. Wie meynst du das, mein Kind?

Fr. Simon. Da er doch dumm und stumpf gemacht werden soll: so kann das hitzige Getränk ja mit beytragen, diese Absicht bey ihm zu erreichen.

Simon. Ich habe in meinem Leben auch viel Brandtewein getrunken, und bin darum nicht dumm geworden. Aber bey Kindern macht er freylich eine andre Wirkung.

Fr. Simon. Vor der Revolution haben die Leute auch von Dir nicht gesagt, daß Du ein grosses Licht seyst.

Einige Tage nach dieser Scene fand die Simon auch das Bettzeug, worauf der kleine Prinz schlief, noch zu gut für ihn, sie trug es nach ihrem Hause, und ein Strohsack und ein elendes Packtuch, das zur Decke diente, machte jetzt das Lager des Dauphins aus.

Seine grausamen Aufseher brachten den schrecklichen Einfall, durch hitzige Getränke, die er zu sich nehmen mußte, seine Nerven zu schwächen, wirklich zur Ausführung. Waren der Aufenthalt in einem Kerker, worin er sich weder Bewegungen machen, noch frische Luft einathmen konnte, die schlechte Nahrung, die man ihm reichte, der Mangel aller Wartung und Pflege und die mannigfaltigen Schmerzensgefühle, die fortdauernd an seinem Gemüthe nagten, schon Ursachen genug, seine einst so gesunde Natur zu zerrütten: so vereinigten sich nun mit ihnen noch die Wirkungen des Giftes, was man ihn einschlürfen ließ, um seinen Körper immer mehr zu entkräften und zugleich seinen Geist abzustumpfen. Er brütete jetzt oft einen grossen Theil des Tags in einer Erstarrung hin, worin er sich seiner selbst nur halb bewußt war; bisweilen wechselte diese Erschlaffung plötzlich ab mit einer heftigen Wallung des Geblüts, mit einer Fiberhitze, die alle seine Nerven in eine übernatürliche Spannung versetzte. Dann arbeiteten in seiner Phantasie die Erinnerungen von den schrecklichen Scenen, deren er so

viele erlebt hatte, und erhielten einen solchen Grad der Lebhaftigkeit, daß sie ihm Erscheinungen wurden, die er mit den Augen sahe; er machte wilde Bewegungen, rang mit den Phantomen, die ihn umringten, und ängstigte sich so lange ab, bis endlich seine Natur wieder ermattete. Nur auf einzelne Stunden erholte er sich so weit wieder von der Zerrüttung seiner physischen und geistigen Kräfte, daß man in ihm das liebenswürdige und mit so glücklichen Anlagen begabte Kind, was man einst in ihm bewunderte, wieder erkannte.

Das Schicksal, welches so viele Schreckensorgane während der Revolution hatten, daß sie nämlich das Opfer eben der Grausamkeit wurden, woran sie Theil genommen hatten traf auch den Schuhflicker Simon; eben die Parthey, der er anhing, verschonte in ihm ihren Mitbruder nicht; Robespierre selbst ließ ihn auf das Blutgerüst führen. Aber der Dauphin gewann durch den Tod dieses seines Peinigers nicht; denn es wurden jetzt zwey andre Unholde zu seinen Wächtern gewählt, die wo möglich noch fühlloser wa-

ren, als Simon und seine Frau. Diese Barbaren hielten die Thüre seines Kerkers immerwährend verriegelt und liessen, ausser in ein paar Fällen, deren ich gleich erwähnen werde, keine menschliche Seele zu ihm herein. Ganz sich selbst überlassen, lag das unglückliche Kind auf seinem Strohlager da; mochte der Schmerz seiner Krankheit oder seine innern Leiden ihn noch so sehr quälen, ihm brachte niemand Hülfe und Trost. Seine elende Nahrung, die in einem Stück Brod und etwas halb gekochtem Gemüse bestand, schob man ihn durch ein mit einer Klappe versehnes Loch in der Thüre herein, wodurch er die Schüssel, wenn er sie geleert hatte, wieder herdurchstach. Sein schlechtes Lager wurde nie gebettet, sein Käficht nie gereinigt. Sein Hemd, das er nie wechseln konnte, und seine übrige Kleidung zerfiel in Lumpen; halb entblößt mußte er im Sommer die Hitze und im Winter die Kälte ertragen. Konnte er es auf seinem schmutzigen Lager nicht länger aushalten: so warf er sich in einem Winkel auf die Erde, und verhüllte sich in das alte Tuch, was ihm zur Bettdecke diente.

hörte er, in einen tiefen Schlaf versenkt, bisweilen das Rufen seiner Wächter nicht, wenn sie mit seinem Futter vor die Klappe kamen, oder war er zu schwach, sich von seinem Strohsack aufzurichten und zu der Thüre zu bewegen: so nahmen sie trotzig die schlechte Kost wieder zurück und brachten ihm keine andre wieder bis zu dem nächsten Mittag. Vom Hunger geplagt, wartete dann das arme Kind mit Verlangen auf die elenden Nahrungsmittel und verschlang sie mit einer Gierigkeit, wie man sie von verhungerten Wilden beschrieben hat. Hohnlächelnd sahen die Barbaren seiner Mahlzeit zu.

Anfangs wagte er bisweilen, wenn seine Wächter ihm sein Futter brachten, sich mit demüthigen Bitten um die Abhelfung seiner Bedürfnisse an sie zu wenden: I c h h a b e e i n e b r e n n e n d e H i t z e, d i e m i c h v e r z e h r t, rief er ihnen bisweilen zu, s e y d d o c h s o g u t, u n d g e b t m i r e i n G l a s L i m o n a d e, w o m i t i c h m i c h l a b e n k a n n. I c h b i n s o k r a n k, i c h k a n n d a s h a r t e B r o d u n d d i e k a l t e n E r d ä p f e l n i c h t ge-

niessen; ich bitte Euch um einige Löffel Suppe oder warmer Milch. Meine Wäsche ist so schmutzig und zerlumpt, schenkt mir doch ein neues Hemd. Mich friert so schrecklich; erbarmt Euch doch und bringt mir eine Kohlenpfanne, oder ein Stück Fries, worin ich mich einhüllen kann. Aber die Unholde gaben ihm auf sein rührendes Flehn keine Antwort, oder erwiederten es nur mit höhnischen Spottreden.

Den Tag über ließ man das Kind in seinem Käficht allein; wann es aber Nacht wurde, und es sich dem Schlaf überließ, der allein seine Leiden mildern konnte: da weckten ihn oft seine unbarmherzigen Wächter zu neuen Schreckensgefühlen. Sobald es dunkel wurde, rief man ihm von aussen mit einer rauhen Stimme zu, daß er sich schlafen legen sollte; denn auch ein Licht versagte man ihm in seinem öden Kerker, selbst während der langen Winternächte. Aber kaum hatte er seine Augen geschlossen, und seine Leiden, wenn sie ihm anders nicht im Traum vorschweb-

ten, auf einige Augenblicke vergessen: so wurde mit Geräusch die Thüre seines Kerkers aufgeriegelt, und eine rauhe Stimme rief von der Schwelle ihm zu: Capet, wo bist Du? Erschrocken vom Schlaf auffahrend, sich seiner nur halb bewußt, antwortete der kleine Prinz: Ich bin hier. — Komme her, daß ich Dich sehe, brüllte dann die rauhe Stimme. Zitternd richtete das unglückliche Kind sich von dem Strohsack auf und schwankte nach der Thüre zu, wo es bey dem Schein einer Lampe die wilde Gestalt einer seiner Wächter erblickte, dem ein Nationalgarde mit aufgepflanztem Bajonet zur Seite war; halb nakkend, nur mit Lumpen behangen und gekrümmt vor Angst stand er einige Augenblicke vor dem Unhold da; dann entließ dieser ihn mit den in einem wilden Ton ausgesprochenen Worten: Geh wieder zu Deinem Lager. Hatte er sich von seinem Schrekken etwas wieder erholt, hatte eben ein wohlthätiger Schlaf sich seiner wieder bemächtigt: da wurde er auf die nämliche Weise wieder geweckt und in jeder

Nacht wurde die schauderhafte Scene, die ich hier schilderte, ihm mehrmahlen wiederholt.

Der Dauphin (in seinem Kerker für sich.) So heiter und erwärmend fallen die Strahlen der Sonne herein, durch diese Oefnung der dicken Mauer. Es ist nun schon lange, daß ich nicht mehr gefroren habe. Gewiß kehrte schon die schöne Jahrzeit zurück, wo die Fluren und Bäume sich in ein neues Grün kleiden. Ach, die andern Kinder in Paris, die fahren jetzt mit ihren Eltern aus den Thoren und pflükken Blumen im Grase und spielen unter den Bäumen. Ich habe meinen Vater und meine Mutter verlohren und schmachte hier einsam und verlassen in einem öden Kerker. Dieser Fleck der blauen Luft ist alles, was von der schönen Natur ich sehe. Wohin ich sonst mein Auge wende, da erblicke ich nur öde Mauern, elenden Hausrath und Unreinigkeiten. Und wenn ich von dieser widerlichen Umgebung auf mich selbst sehe: da schaudert mich noch mehr. Wie sorgten sonst meine gute Mutter und meine Tante dafür, daß ich immer in einem schönen Schmuck er-

schien; nur ein kleiner Fleck durfte sich an meinen Kleidern zeigen und ich mußte sie gleich mit andern wechseln. Jetzt bin ich mit schmutzigen Lumpen behangen; und bitte ich kläglich, mir ein neues Hemd zum Almosen zu reichen: so weißt man mich mit bitterm Spott zurück. Bisweilen, wenn ich unvermerkt mit einer meiner Hände einen Theil meines eignen Körpers berührte, zieh ich sie vor Eckel zurück; ich denke nicht daran, daß die Hand selbst eben so schmutzig ist, als das was sie berührte.

Ich bin das unglücklichste Kind auf der Welt, und ich habe keine Hofnung, daß man mein Elend werde aufhören lassen. O Gott! (Er fällt auf die Knie und betet mit gefalteten Händen.) Gott erbarme Du dich meiner; ende Du mein trauriges Leben, und nimm mich in Deinen Himmel auf, dahin, wo mein Vater und meine Mutter sind!

Sonst verhallten die Klagen des unglücklichen Prinzen an den öden Mauern, oder es hörten sie nur seine rohen Wächter, deren Herzen den Steinen an Gefühllosigkeit gleich kamen; jetzt aber vernahm

sie mit tiefer Rührung ein empfindsamer Greis, der an der Oefnung der Thüre harrte. Es war einer der Barmherzigen Brüder, der sich mit vieler Mühe die Erlaubniß verschaft hatte, das unglückliche Kind zu sehn. Indem während des Tumults der Revolution so viele Geistliche verbannt oder hingerichtet wurden, verdankte er seine Erhaltung und seinen ungehinderten Aufenthalt in Frankreich der Gunst, worin er besondrer Umstände wegen bey Robertspierre stand, ob er gleich mit dessen Denkart nichts gemein hatte. Der alte Mönch, der in seiner Jugend mit allem Eifer an seiner Ausbildung gearbeitet hatte, war mit dem Wunsch, von seinen Fähigkeiten zum Nutzen der Menschheit Gebrauch zu machen, in der Welt aufgetreten; aber überall von den Personen, die Einfluß hatten, zurückgewiesen und vielfach gekränkt, hatte er sich in die Celle eines Klosters zurückgezogen, mit einer Resignation, die gegen die Leidenschaft sehr abstach, womit so viele, die sich von den Machthabern beleidigt fühlten, bey der Revolution die Gelegenheit, sich an ihnen zu rächen, ergrif-

fen. Mit Ruhe des Gemüths hatte er Verzicht gethan auf alle die glänzenden Erwartungen von der Welt, woran er sich in seiner Jugend geweidet hatte, und sich damit begnügt, nur in der einsamen Celle sein Herz schuldlos zu erhalten und sich durch Werke der Barmherzigkeit den Beyfall des Himmels zu erwerben. Das Kloster, worin er viele Jahre lebte, war in der Nähe des Geburtsorts von Robertspierre; er hatte diesen als einen Knaben, der ziemlich gute Anlagen verrieth, kennen gelernt, und daher gern das Geschäft übernommen, zu ihrer Entwicklung beyzutragen.

Der kleine Dauphin hatte eben sein Gebet geendigt, als diesem Ordensbruder die Thüre des Kerkers geöfnet wurde. Das plötzliche Geräusch und das Hereintreten einer fremden Gestalt machte auf seine schwachen Nerven eine solche Wirkung, daß seine Vorstellungskraft dadurch zerrüttet wurde. Er lief nach seinem Lager und verhüllte sich in die Bettdecke mit dem Ausruf: O Simon! Simon! Erbarmen! Ich will ja gerne alles dulden.

Der Mönch (der neben das Lager des Prinzen trat.) Beruhigen Sie sich, lieber Prinz. Ich bin nicht der wüthende Simon, der Ihnen so hart begegnete; mich führt nur die Theilnehmung an Ihren Leiden zu Ihnen, und ich wünschte Sie trösten und Ihnen helfen zu können.

Der Dauphin. O es ist lange, daß ich keine so sanfte Stimme reden hörte.

Der Mönch. Simon kann Sie jetzt nicht mehr martern; er hat auf dem Blutgerüst seinen Lohn empfangen.

Der Dauphin. Ach der arme Simon! Auch ihn haben sie hingerichtet!

Der Mönch. Wie, lieber Prinz, der Unhold war so grausam gegen Sie, und Sie bedauern ihn noch?

Der Dauphin. Ach ja, ich mußte viel von ihm leiden; aber er war doch nicht immer gleich hart gegen mich; und seit er mich verlassen hat, habe ich hier kein menschliches Wesen gesehn, was mit mir gesprochen hätte.

Der Pater. Gutes Kind!

Der Dauphin. Haben Sie auch etwas von meiner Tante und meiner Schwester gehört? Leben sie noch?

Der Pater. Ihre Tante hat ausgeduldet! Sie ist todt.

Der Dauphin. Wohl ihr! Sie ist jetzt bey meinen Eltern. Ach, wenn ich nur auch erst zu ihnen käme.

Der Pater. Ihre Schwester lebt noch.

Der Dauphin. Wo ist sie denn?

Der Pater. Auch in diesem Thurm, ein Stockwerk tiefer.

Der Dauphin. Ach Gott, sie ist mir so nahe und ich darf sie nicht sehn. Führt sie auch ein so trauriges Leben als ich?

Der Pater. Man behandelt sie mit etwas mehr Schonung.

Der Dauphin. O das freuet mich, daß doch die gute Therese nicht so viel duldet.

Der Wächter ruft durch die Oefnung der Thüre herein:

He, Alter, Du wirst wohl am besten thun, Dich jetzt davon zu machen; ein grosser Mann wird gleich hereinkommen.

Der Pater. Wer denn?

Der Wächter. Robertspierre.

Der Pater. Den kenne ich; ich will ihn auf meine Gefahr hier erwarten.

Der Dauphin (erschrocken) Robertspierre, den Namen hörte ich oft nennen; er ist es, der Mann, der meinen Vater und meine Mutter tödten ließ.

Der Pater. Fassen Sie sich, liebes Kind. Ihr Schicksal ist in seinen Händen, und wenn er nur will: so kann es gleich anders mit Ihnen werden. Ich will mit ihm reden und sein Herz zu rühren suchen. Bleiben Sie einstweilen noch auf Ihrem Bette liegen, und wenn ich es eingeleitet habe: so stehen Sie auf und flehen ihm auch um Erbarmen an.

(Die Thüre öfnet sich und Robertspierre tritt herein.)

Robertspierre. Guten Tag, Alter; ich dachte nicht, daß Du von der Erlaubniß, in diesen Käficht zu kommen, grade in diesem Augenblick Gebrauch machtest. Mir fiel es ein, Antoinettens Sohn doch auch einmal in dem Misere zu sehn, was der Stolz seiner Mutter über ihn verhängte.

Der Pater. Siehe dieses schuldlose Kind, siehe wie es da liegt auf dem Strohsack, mit Lumpen behangen; siehe, wie seine blassen, eingefallnen Wangen und seine hohlen Augen das Gepräge seiner Leiden tragen: rührt Dich dieser Anblick nicht?

Robertspierre. Er rührt mich nicht. Das Gefühl des Mitleids ist meinem Herzen fremd geworden.

Der Dauphin (indem er sich von seinem Lager erhebt.) Und auf Ihr Mitleid setzte ich in diesem Augenblick meine Hofnung. O Gott, sehn Sie mich nicht so wild an; ich fürchte mich sonst zu Ihnen zu reden. Mein Elend übersteigt alles Maas. Sie sind, höre ich, ein grosser, mächtiger Mann, dem es leicht ist, mir zu helfen. (Er fällt auf die Erde und umfaßt Robertspierre's Knie.) Ach so

erbarmen Sie sich meiner doch. Ich will Ihnen auch dankbar seyn, so lange ich lebe. Lassen Sie sich rühren. Ich habe ja nichts verbrochen! Und wie können meine Martern Ihnen Freude machen. O erretten Sie mich aus diesem Kerker, geben Sie mir ein andres Gewand und lassen Sie mich wieder unter Menschen kommen; versetzen Sie mich irgend wohin in eine Hütte, die Tagelöhner bewohnen; ich will gern vergessen, daß mein Vater ein König war, und unter Bauersleuten mich mit schlechter Kost begnügen, wenn ich nur diese Mauern verlassen und wieder Menschen sehen, wenn ich nur in der freyen Luft auf grünen Feldern und unter Bäumen wandeln kann.

Robertspierre (indem er das Kind von sich schleudert.) Laß mich in Ruhe; ich kann Dir nicht helfen. Dein Vater und Deine Mutter haben das Land verrathen. Sie sind an Deinem Unglück schuld. Haben die Pfaffen Dich nicht aus dem Catechism gelehrt, daß Gott selbst die Verbrechen der Eltern an ihren Kindern straft.

Der Pater. Robertspierre, so warst Du nicht wie Du als Knabe meinen Unterricht erhieltest, als Du Plutarchs Biographien bey mir lasest und mit feuriger Seele die grossen Griechen und Römer bewundertest.

Robertspierre. Damals kannte ich die Menschen noch nicht, wie ich sie später kennen lernte. Da sah ich die Welt in einem schönen Licht, wünschte mit allen meinen Kräften der Menschheit nützlich zu werden, und hofte auf diesem Wege auch das Glück für mich selbst zu erlangen, dem mein jugendliches Herz mit hoher Erwartung entgegen schlug. Aber wo ich mich hinwandte, meine guten Zwecke zu verfolgen, traf ich auf Kasten von Menschen, die allen Einfluß, alle Macht im Staat, alle vorzüglichen Quellen des Lebensgenusses für sich und ihre Nachkommen in Beschlag genommen und mich, wenn ich mir einen kleinen Antheil an diesen Gütern zu verschaffen suchte, überall schnöde zurückwiesen. Wenn ich niedergedrückt von Sorgen durch die Strassen von Paris wanderte, da begegneten mir bisweilen

die Königlichen Wagen; und sahe ich dann, wie die stolze Antoinette in ihrer Herrlichkeit prangend, auf mich und meines Gleichen mit Verachtung herunterblickte: da kochte es in meinem Innern; dem stolzen Weibe ahndete nicht, daß ich unter meiner armseligen Aussenseite hohe Gedanken in mir trug, die mich ihrem Geiste verwandt machten; ich sah in ihrem Bilde den Stolz und den Uebermuth aller der Mächtigen und Beglückten, die mich so häufig gekränkt hatten, personificirt vor mir; und die Empfindungen der Bitterkeit und des Hasses, die jene so oft in mir erregt hatten, drängten sich dann alle auf das hochmüthige Weib, das ihr Götze war, zusammen. Schon damals fühlte ich oft insgeheim den Wunsch, sie demüthigen, sie vernichten zu können: aber ich dachte nicht, daß eine wunderbare Verkettung der Begebenheiten, dereinst wirklich diese Gewalt in meine Hände geben würde, eben so wenig wie der stolzen Antoinette ein solcher Gedanke von mir, dem Wurm, wie ich ihr damals schien, in den Sinn kam.

Der Pater. Wenn auch die Kränkungen, wel-

che Dir von den Menschen widerfuhren, Dich ehemals mit so bittern Empfindungen erfüllen konnten: so dächte ich, müßtest Du doch bey Deiner gegenwärtigen Lage, wo Dir ein so grosser Wirkkreis eröfnet ist, wo alle Mittel zum Genuß des Lebens Dir im Ueberfluß zu Gebote stehn, sie leicht vergessen.

Robertspierre. Man hat mir die Freuden meiner Jugend gestohlen und die giebt mir kein Gott zurück. Unter unglücklichen Verhältnissen wurden meine Empfindungen abgestumpft und selbst die Kräfte meines Geistes erlagen so dem Druck der Sorgen, daß es des gegenwärtigen Anstosses der Revolutionsbegebenheiten bedurfte, um sie einigermaassen wieder in Schwung zu setzen. Nur einer Empfindung kann ich noch in ihrer ganzen Fülle geniessen, und diese ist das Vergnügen, mich an denen, die mich verachteten und kränkten, zu rächen.

Der Pater. Ich kann es nicht glauben, daß Du das Leben des Vaters und der Mutter dieses Kindes bloß einer blinden Leidenschaft opfertest.

Robertspierre. Ihr Tod war zugleich unabläßlich nothwendig zum Fortgang der Revolution und zu meiner und meiner Anhänger Selbsterhaltung. Antoinette wünschte uns auf dem Blutgerüst zu sehn; ihr fehlte die Macht, diesen Wunsch zu befriedigen: aber wir erlangten die Gewalt, sie zu vernichten, und wir machten von ihr Gebrauch: das ist alles sehr natürlich.

Der Pater. Magst Du es immer geglaubt haben, daß der Tod des Königs und der Königinn, so wie Dir angenehm, auch zur Erhaltung der Republik nothwendig war: ich will mich darüber mit Dir nicht einlassen; sie sind einmal hin und das Grab, das sie verschlang, giebt sie nicht wieder zurück. Aber, Robertspierre, sage mir, was für Gründe lassen sich angeben, welche die grausame Behandlung dieses Kindes entschuldigen könnten?

Robertspierre. Ist er nicht Antoinettens Sohn? Mit der Vorstellung von ihm verbindet sich unwillkührlich bey mir das Bild seiner Mutter, wie, als lebte sie noch, sie seine Schmach tiefer fühlt, als

den Streich, der sie enthauptete, wie sie mit den Zähnen knirrscht, vor ohnmächtiger Wuth, daß sie es nicht hindern kann, daß Menschen, die sie so gering achtete, nachdem sie selbst von ihnen so gemißhandelt wurde, sie auch in ihrem geliebten Kinde, worauf sie einst viel stolzer war, als auf alle ihre Majestät, noch schmerzhafter bestrafen.

Der Pater. Wieder schimmert die grobe Täuschung einer Leidenschaft als ein Beweggrund Deiner Handlungen hervor.

Robertspierre. Hat der alte Fanatism für die Königswürde sich noch so oft zum Vortheil seiner schon entthronten Eltern gezeigt: so mögte er auch immer noch den Versuch machen wollen, diesen Knaben wieder mit dem Diadem zu schmücken. Das Wohl der Republik erfordert daher, daß er sterbe, oder wenigstens so heruntergebracht werde, daß jede Rotte ihn unfähig halte, jemals an der Spitze zu stehn; daß er als ein Gewürm auf dem Boden herumkrieche, um immerwährend gegen das alte Vorurtheil des königlichen Geblüts zum Spotte zu dienen.

Aber wäre es auch blos aus Haß gegen seine Eltern, daß ich diesen Knaben so zu einem Gegenstand des Mittleids herabwürdigte: gegen die Wichtigkeit, die gegenwärtig mein Leben erlangte, gegen die großen Zwecke, worauf ich wirke, käme dies geringe Opfer, das ich meiner Lust brächte, nicht in Betracht Und ergriffe ich gleich meinen Säbel und durchbohrte ihm das Herz: das Blut, was von ihm flösse, wäre ein Tropfen in dem großen Blutstrom unsrer Zeit. Eben der furchtbare Charakter, welchen die Revolution erhielt, war aber auch nicht bloß zu ihrem Fortgang nöthig, er ist auch heilsam für den Zweck der Wiedergeburt des menschlichen Geschlechts, wozu sie führen soll. Wenn die Reichen und Mächtigen sich dem Stolz und dem Uebermuthe überlassend, ihre Brüder, denen die Natur die nämlichen Rechte auf das Glück des Lebens gab, mit Gleichgültigkeit im Elend schmachten sehn, wenn die Unglücklichen von ihrer Noth so zu Boden gedrückt werden, daß sie allen Muth verlieren und gleich Würmern unter den Füßen, die sie zertreten, sich geduldig schmiegen: da bereitet

das Schicksal gewaltige Begebenheiten, welche die alten Verhältnisse umkehrend mit dem Besitz der Güter und dem menschlichen Leben selbst ein Spiel treiben, um den Uebermüthigen die vergeßne alte Lehre von dem Wechsel der menschlichen Dinge in kräftigen Zügen in ihren Gemüthern neu einzubeitzen und die Unterdrückten durch den Drang der Ereignisse zu Thaten hinzureissen, die das erstarrte Gefühl der Kraft wieder in ihnen wecken. So wurde auch von dem Verhängniß die Revolution von Frankreich angelegt. Wir, die wir bey ihr mitwirkten, waren nur die Organe des Schicksals. Man verschreiet uns als grausame, blutdürstige Menschen. Aber sage Alter, wer ist der schlechtere Mensch, der Unterdrückte, der wenn er, schon auf den Punkt der Verzweiflung getrieben, plötzlich die Gewalt erlangt, an den Stolzen, die ihn verhöhnten, sich zu rächen, sie nützt, um sie zu stürzen und ihres Falles sich freuet, oder der Glückliche, der in dem Glanz seiner Herrlichkeit der Noth seiner schuldlosen Brüder lacht?

Der Pater. Ich unterschreibe deine blutigen

Maximen nicht. Auch ich sahe mich in den Hoffnungen meiner Jugend getäuscht und vielfach von den Menschen gekränkt; aber mich trieb mein unglückliches Geschick einen andern Weg zu betreten, als Du wähltest, und es gereuet mich nicht. Indeß sehe ich wohl, daß ich mir eine vergebliche Mühe machen würde, wenn ich alle Gründe hervorsuchen wollte, Dich zu überreden, Dein System zu verändern.

Robertspierre. Wahrlich, das würdest Du.

Der Pater. Aber, wenn das Andenken an jene Zeiten, wo Du als ein feuriger, aber gutmüthiger Knabe gern meinen Unterricht annahmst, noch etwas auf Dich wirkt, wenn Du nicht willst, daß Deinem alten Lehrer Dein Bild, was er so lange in seinem Gedächtniß trug, zu einem Scheusal werde, was ihn noch in den letzten Tagen seines Lebens mit Schrecken erfüllt: so beschwöre ich Dich mit meinen Thränen, schone dieses unschuldigen Kindes.

Robertspierre. Alter, bezähme Deine Zunge. Schon Mancher, der sich vieles auf meine Freund-

schaft zu Gute that, hat ein einziges unvorsichtig ausgesprochenes Wort, was mir mißfiel, mit seinem Leben bezahlen müssen. Ich sehe in diesem Augenblick auch Dein graues Haupt schon auf Deinen Schultern wackeln. Damit Du mich nicht vollends bestimmst, es der Guillotine zu übergeben: so will ich Dich verlassen. (Er eilt aus der Thüre.)

Der Pater (indem er ihm nachsieht.) Jetzt bedarf man nicht mehr Miltons Phantasie, wenn man Satanas mahlen will. (Er wendet sich zu dem Dauphin, der wie erstarrt auf seinem Lager liegt.) Armes Kind! Es giebt kein Mittel Dich zu retten. (Er umfaßt ihn und sucht ihn wieder zu ermuntern.)

Der Dauphin (indem er wieder die Augen aufschlägt.) Robertspierre ist ein böser Mensch. Er hat mich noch mehr erschreckt als Simon und die Wächter mit ihrer rauhen Stimme. Aber es freue mich, lieber Pater, daß Sie noch hier sind; bleiben Sie bey mir, oder kommen Sie doch bald wieder.

(Die Thüre wird geöfnet und ein Nationalgarde, der hereintritt, sagt zu dem Pater.)

Alter! Bürger Robertspierre hat befohlen, daß Du Dich sogleich von hier entfernen sollst.

Der Pater. Ich werde gehorchen.

Der Dauphin (weinend.) Ach Gott! auch Sie will man mir nicht lassen!

Der Nationalg. Nun, mache!

Der Pater. Leben Sie wohl, geliebtes Kind. Wenn es möglich ist: so komme ich wieder zu Ihnen.

Der kleine Dauphin blieb von dieser Zeit an wieder sich selbst überlassen und verlebte seine Tage fortdauernd auf die traurige Art, die wir oben geschildert haben. Die Keime der Zerstöhrung, die man seinem Körper und seinem Gemüth eingeimpft hatte, kamen immer mehr zur Entwicklung. Seine gesunde Natur kämpfte lange mit den vielfachen Uebeln, wovon sie angegriffen wurde, aber am Ende mußte sie

ihnen unterliegen, und die Stunde seiner Auflösung nahete sich.

Der gute Pater hatte, gleich nachdem er den gefangenen Prinzen verlassen, sich vergebens alle Mühe gegeben um die Erlaubniß zu erhalten, ihn wieder besuchen zu dürfen; er hatte vorgestellt, daß es ja der Beruf seines Ordens sey, sich der Kranken und Leidenden anzunehmen; daß er diesen Beruf so lange ohne Unterschied der Personen ausgeübt habe, selbst gegen Fremde, gegen wandernde Bettler, sogar gegen Krieger, die feindselig in das Land eingefallen wären; und warum es ihm denn grade nur bey dem Sohn eines unglücklichen Königs, einem hülfsbedürftigen Waisen, nicht erlaubt seyn solle, ihn in seiner Krankheit zu pflegen und ihm die letzten Augenblicke zu erleichtern. Aber auch auf alle diese Vorstellungen wurde lange nicht geachtet. Erst im Juny 1795 erreichte der gute Pater endlich seinen Zweck. Aber ach! der achte dieses Monats, wo er zum erstenmal wieder in den Kerker des Prinzen kam, war der Sterbetag des unglücklichen Kindes.

Er setzte sich neben das Bett des Prinzen, ohne daß dieser ihn bemerkte. Bleich und entstellt lag das arme Kind auf seinem Strohlager und litt grade von einem heftigen Fieberanfall, welcher die letzten Ueberbleibsel seiner Lebenskräfte in den nämlichen Augenblicken vollends aufzureiben schien. Er blickte wild um sich herum, und ergriff in einer heftigen Bewegung das alte Tuch, was ihn bedeckte. Der Pater vermuthete, daß er von Schreckensbilder der Phantasie gequält würde und fand auch diese Vermuthung bald noch mehr bestätigt, indem er ihn nach und nach mit gepreßtem Athem ängstlich ausrufen hörte: Sie morden meine Mutter, da fällt ihr Haupt nieder. O ihre Haare! Wie sie blutig sind! — Vater! Vater! Erwache! Ach er ist todt! — O weh! O weh! Tourzel! Tourzel! Halte ihn zurück! Siehe den Dolch! — Er hat mich getroffen! da fließt mein Blut. Ich sterbe. — Die Vorstellungen, die er durch diese Worte andeutete, bezogen sich auf die Scenen, welche den stärksten Ein-

druck auf ihn gemacht hatten; es war also natürlich, daß sie auch in dem Tumult, worin die Fieberhitze seine Phantasie versetzte, sich am meisten hervordrängten, und eine Lebhaftigkeit erhielten, die ihn in Rüksicht auf sie, die Vergangenheit mit der Gegenwart verwechseln ließ.

Tief erschüttert saß der Alte an dem Strohlager, welches das Sterbebette des Dauphins von Frankreich werden sollte, des Urenkels des vergötterten Ludwigs XIV., des Enkels der großen Maria Theresia. Die Unruhe, worin er gewesen war, ließ nach und er sank in eine Art von Ohnmacht, die ihn einem Todten ähnlich machte. Indeß kam der Arzt, beobachtete ihn, fühlte seinen leise schlagenden Puls und entfernte sich dann wieder mit der Aeußerung, daß ihm nicht mehr zu helfen sey und daß er wahrscheinlich noch den nämlichen Tag seinen Geist aufgeben werde. Zweifelhaft, ob er noch einmal wieder zu dem Gefühl des Lebens erwachen, oder in dem Zustand der Bewustlosigkeit, worin er war, hinscheiden werde, hatte der alte Pater noch zwey Stunden

bey seinem Lager verweilt, als er ihn auf einmal die Augen aufschlagen und zugleich über alle seine Gesichtszüge sich eine gewisse Heiterkeit verbreiten sah. Die Lebenskräfte kamen bey ihm noch einen Augenblick mit den Zerstöhrungskräften, womit sie rangen, im Gleichgewicht; auch seine Geisteskräfte arbeiteten sich hervor aus dem Zustande der Zerrüttung, worin sie lange gewesen und das sterbende Kind zeigte noch einmal ein Bild der schönen Eigenschaften, die es einst so liebenswürdig, so interessant machten.

Der Dauphin. Ach, Sie sind da, lieber Pater. Ich glaubte, die wilden Menschen hätten mich schon getödtet, und doch lebe ich noch und ich finde auch kein Blut an mir.

Der Pater. Es ist Ihnen also lieb, daß Sie Sich noch lebend fühlen?

Der Dauphin. Das nicht. Ich fürchtete mich nur vor den Schmerzen, die ich bey den Dolchstichen empfinden würde.

Der Pater. Sie äußerten auch schon, wie ich ehemals bey Ihnen war, den Wunsch, daß Gott

durch den Tod Ihre Leiden endigen möge; haben Sie also noch jetzt diesen Wunsch?

Der Dauphin. Ach ja, lieber Pater. Ich bin ja doch immer krank und elend und habe keine Freude mehr auf der Welt zu erwarten.

Der Pater. Wohl Ihnen, liebes Kind, daß Sie so bereit zum Tode sind. Der Himmel hat Ihre Bitten erhört und noch heute können Sie hoffen, in dem Aufenthalt der Seligen, Ihre Eltern wieder zu finden.

Der Dauphin (indem er die Hände faltend in die Höhe blickt.) Ich danke Dir, lieber Gott, daß Du meine Leiden endigen und mich in Deinen Himmel aufnehmen willst, dahin, wo mein Vater und meine Mutter sind. Und Ihr, liebe Eltern, empfanget mich freundlich, wenn ich dort oben zu Euch komme, wie Ihr es immer thatet, wenn ich mich auf Erden Euch nahte. Ich habe, seit ich Euch verloren, viel leiden müssen, aber ich habe nichts Böses gethan.

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen: so

überzog auf einmal seine Wangen wieder eine Todtenblässe und Angstschweiß triefte seine Stirne herab; er gerieth in heftige Zuckungen, die etwan eine Viertelstunde anhielten; dann wurde er wieder ruhig und blickte den Pater, der ihn in seine Arme faßte, freundlich an; er schien etwas zu ihm sagen zu wollen; aber er vermochte nicht mehr die Worte hervorzubringen; dann athmete er tief auf, stieß einen Seufzer aus — und er war tod.

Bemerkenswerthe Druckfehler im ersten Bogen.

S. 2 Zeile 6 v. u. es statt ihm, es statt er
— 3 — 4 v. o. könnte statt konnte
— 4 — 11 v. o. droht statt drohen
— 4 — 12 v. o. Ausrufungen statt Ausrüstungen
— 4 — 15 v. o. rann statt rannte
— 5 — 4 v. o. mußten statt mußte
— 5 — 12 v. o. mit statt und
— 5 — 2 v. u. um statt nur
— 10 — 8 v. o. erkennen statt ersinnen

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Gosch
H.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gosch, Josias Ludwig

Der unglückliche Dauphin von Frankreich ein dramatisches Gemählde

Hamburg 1804

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 890
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11251656-2